Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 43 / Berlin, 23. Oktober 1908

Die Kaiserei / Von Eduard Goldbeck

Wir fordern von dem gereiften Manne, daß er seine Rechte und seine Pflichten kenne. Wir werden es daher auch nur natürlich finden, wenn ein Herrscher sich des Umfanges und der Bedeutung seiner königlichen Rechte stolz bewußt ist, vorausgesetzt nur, daß er niemals vergißt, wie doch jedem Recht eine Pflicht entsprechen muß. Der bürgerlich Geborene darf sich an Goethes Wort halten: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat!"; der König muß demütig sein und das Gefühl der Demut bewußt in sich zu pflegen trachten, weil ihm sonst auf dem Gipfel seiner sozialen Stellung leicht der Höhenwahn das Hirn verwirrt. Er meint dann, kraft seiner Geburt dem Herrn der Heerscharen näher zu sein als wir anderen, glaubt alles durch Intuition und mystische Weihe klarer erkennen und besser beurteilen zu können als seine „Untertanen", pfuscht dilettantisch in alle Lebenssphären hinein, koramiert bald diesen, bald jenen Stand und fällt in die Schlingen der höfischen Schmeichler, die natürlich diese krankhaften Tendenzen seines Wesens aus eigennützigen Motiven begünstigen. Ganz besonders gefährlich für den Herrscher selbst und für den Staat ist es, wenn sich in ihm das Charmeurbewußtsein herausbildet, die Vorstellung, daß niemand dem Reiz und der Macht seiner Persönlichkeit widerstehen könne. Es ist das eine besondere Form der Eitelkeit, die wir bei gefeierten Primadonnen beobachten können, und die meist mit grotesker Komik auf den Unbefangenen wirkt. Sobald ein Herrscher einmal diesem unseligen Wahn verfallen ist, wird er eine Marionette seiner Umgebung. Er gewöhnt sich daran, adoriert zu werden, und kann nun die offene Sprache ehrlicher Leute nicht mehr mit Ruhe hören. Er hat nur noch den einen Gedanken, an jedem seinen Charme zu erproben und jeden zu unterjochen. Der nüchternen und rauhen Wirklichkeit ist er verloren und lebt nur noch seiner Manie. Gerade für begabte und weiche Naturen ist diese Verirrung zu fürchten: sie möchten um ihrer selbst willen geliebt sein und suchen durch den „holden Reiz der Menschlichkeit" zu wirken, vergessen aber, daß Fürsten keine Freunde haben können. Das klingt hart, ist indes darum nicht minder wahr, und wir brauchen die Hochgeborenen deshalb nicht zu bemitleiden. Ihr Stand, ihr Beruf gewährt ihnen überreiche Entschädigung, und vor allem sollte Nietzsches Wort für sie gelten: „Trachte ich denn nach Glück? Ich trachte nach meinem Werke!"

Nicht genug kann der Herrscher vor dem fahrigen Dilettantismus gewarnt werden, der alles anregen, alles ausführen, alles überwachen, alles entscheiden will. (Nach dieser gemeingefährlichen Methode hat Abdul Hamid regiert; das Resultat liegt jetzt zutage.) Vor allem muß ein gebildeter Mann heutzutage wissen, daß auf jedem einzelnen Gebiet ein ganzes Leben dazu gehört, um auch nur im höheren Sinne „gut orientiert" zu sein. Dichten, zeichnen, malen, musizieren, komponieren, dirigieren, inszenieren, Kriegsgeschichte, Religionsgeschichte, Altertumsgeschichte, Kunstgeschichte treiben, die Entwicklung der Technik verfolgen, Reden, Vorträge und Predigten halten und daneben noch sein eigener Kanzler, Kriegsminister und Staatssekretär des Auswärtigen sein, das übersteigt die Kräfte eines

Sterblichen, und wäre er zehnmal so begabt, wie Wilhelm II. es ist. Der Monarch hat heut in erster Linie die gewiß nicht leichte Aufgabe, sich als Menschenkenner zu erweisen und den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen. Das ist alles, und es ist sehr viel. Wieviel es ist, das beweist am besten die Tatsache, wie selten es einem Herrscher gelingt, diesen Anforderungen zu entsprechen. „Es war ein Finanzmann nötig, man wählte also einen Tänzer", diese spöttische Bemerkung Beaumarchais' trifft nicht nur auf das ancien régime zu. Ein weiser Monarch muß sich sagen, daß es heute nicht mehr möglich ist, das Panorama des öffentlichen Lebens bis in jede Einzelheit hinein zu beherrschen, daß die höchste Leistung nur durch Arbeitsteilung erzielt werden kann, und daß es sich daher empfiehlt, den tüchtigsten Könner und Kenner zu wählen, ihn dann aber auch gewähren zu lassen. „Der selt'ne Mann will seltenes Vertrauen."

Diese Bescheidenheit, die sichere Erkenntnis der eigenen Begrenzung, müssen wir von dem heutigen Monarchen fordern. Sie läßt sich aber in der Hofsphäre nur schwer bewahren, und deshalb ist eine weitere Forderung, die wir stellen müssen, die nach einer entschlossenen Vereinfachung des ganzen höfischen Apparates. Eine würdige Repräsentation ist nötig, aber nicht mehr als das. Sie, Kaiserliche Hoheit, könnten den Hofstaat sicher auf ein Drittel zusammenstreichen, ohne diese Repräsentation zu gefährden. Es lungert an jedem Hofe ein Haufen von Schmarotzern herum, die sich ihr Brot mit nützlicher Arbeit verdienen könnten. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade in der Schicht des höfischen Adels die widernatürlichen Neigungen so üppig wuchern, wie der Prozeß Eulenburg dies erwiesen hat. Vermindern Sie diese Parasitenschar, und Sie mindern auch die Gefahr, von einer Kamarilla umgarnt zu werden.

Ein wahrhaft moderner Herrscher müßte auch den Mut haben, der kastenmäßigen Abstempelung seiner höfischen Umgebung ein Ende zu machen. Jeder Mensch wird innerlich von seinem Milieu bestimmt. Der König von Preußen ist Tag und Nacht von Torys umgeben. Man wende nicht ein, Wilhelm II. verkehre mit Männern der verschiedensten Berufe. Gewiß, er sieht gelegentlich Herrn Ballin und plaudert mit ihm über Schiffbau und Reederei. Er sieht Herrn Harnack und vertieft sich in ein theologisches Gespinst, er sieht auch Bildhauer, Maler, Techniker und spricht immer mit ihnen „Metier". Was aber für die „Bildung" eines Menschen im Sinne Goethes entscheidend ist, das ist die tägliche Umgebung, und diese Umgebung bildet der Adel. Daß die konservative Partei die Existenz einer Kamarilla leugnet, ist sehr natürlich, denn die jeweilige Kamarilla ist ja doch immer nur ihr Exekutivkomitee, ihr Wohlfahrtsausschuß. Natürlich raufen und zwicken sich die einzelnen Geschlechter und ihre Sprößlinge in neidischem Gebalge um die Gunstbrocken, indessen im großen und ganzen kommt der Einfluß des Hofgesindes doch immer dem Adel zugute. Früher wurden die Kabinettsräte mit Vorliebe aus dem Bürgerstande entnommen, jetzt fehlt es an solchem Gegengewicht, da ja auch die meisten Minister und Staatssekretäre schon von Geburt dem Adel angehören.

Solange nun der König wirklich im Gespräch nur Informationen sammelt, solange er diese gemeinsam mit dem leitenden Staatsmann erörtert, so lange läßt sich kein triftiger Einwand erheben, vorausgesetzt, daß der erste Rat der Krone den Mut hat, seine Meinung rückhaltlos auszusprechen und bei unüberbrückbarer Divergenz sein Amt niederzulegen. Gefährlich wird die Situation erst, wenn die Ratschläge der Unverantwortlichen wiederholt, ja grundsätzlich befolgt werden und der Herrscher den Minister nicht mehr über den Inhalt seiner privaten Unterredungen informiert. Dann freilich beginnt eine unhaltbare Situation. Fürst Bismarck hat stets die Ansicht vertreten, daß kein Ministerium die Geschäfte des Landes mit Erfolg führen und die Verantwortung tragen könne, wenn außeramtlicher Rat das Ohr des Monarchen besitzt. Und Graf Moltke, der in der Luxemburger Frage anderer Ansicht war als Bismarck, hat dem Monarchen gegenüber seine Meinung mit der ausdrücklichen Motivierung zurückgehalten, daß zu Ratschlägen nur der verantwortliche Staatsmann berufen sei. Indessen solche Diskretion wird wohl selten geübt werden. Die Geschichte beweist, daß die Tendenz zu einer „Nebenregierung" stets

bestanden und sich mit mehr oder weniger Glück durchgesetzt hat. Wenn der Monarch zielbewußt, schlicht und zuverlässig, der leitende Minister wahrheitsliebend, mutig und uneigennützig ist, dann wird ihr Einfluß gemildert; vollständig ausschalten läßt er sich niemals. Und der ideale Monarch im Verein mit dem idealen Staatsmann, das ist eine Konstellation, die nicht allzu häufig eintritt. Wilhelm I. und Bismarck verwirklichten dies Ideal, soweit es hienieden möglich ist, und die Kamarilla hatte doch noch manchen Erfolg zu verzeichnen. Es ist ein Lehrsatz der geschichtlichen Erfahrung: Je stärker die Monarchie, desto stärker die Kamarilla. Wer die starke Monarchie will, der will die Kamarilla. Wer sie nicht will, sollte ... die Konsequenz ziehen. Zum mindesten aber fort mit dem äußeren Pomp, mit dem, was Gustav Freytag die Kaiserei nannte. Nebenbei gesagt: Wenn die Kabinettsorder Wilhelms I.: „Je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen" in der Armee wieder die gebührende Nachachtung finden soll — was höchst erstrebenswert, dringend notwendig wäre — so werden Sie selbst als künftiger Herrscher dem Offizierkorps mit gutem Beispiel vorangehen müssen. Die Tat allein entscheidet hier, Worte sind unwirksam. Aber zu einer solchen vorbildlich schlichten Lebensführung gehört viel Resignation.

Versuchen Sie es, wagen Sie es, einfach zu bleiben, Kaiserliche Hoheit! Sie werden dem Herzen der Deutschen näher sein, als wenn Sie sich in eine Imperatorenpose werfen. Und lernen Sie den Schein vom Wesen unterscheiden. Lassen Sie sich nicht durch die gleißende Etalage loyaler und patriotischer Empfindungen täuschen. Bei einem Besuch in Köln sollen Sie gesagt haben, der Empfang beweise, daß Köln hinter keiner anderen Stadt an vaterländischer Gesinnung zurückstehe. (So ungefähr, der Wortlaut der Aeußerung liegt mir nicht vor.) Das ist dieselbe Nuance, die immer wieder in den Reden Ihres Herrn Vaters wiederkehrt. „Die Art und Weise der Aufnahme seitens der Bevölkerung der Stadt Hamburg hat mich so überwältigt und erfreut, daß ich es in Worten kaum auszudrücken vermöchte." (29. 10. 88.) So oder ähnlich spricht der Kaiser immer wieder und vergißt ganz, daß solch ein Empfang in Wirklichkeit sehr wenig bedeutet. Strebertum der Beamten, Kalkül der Kaufleute, Interesse der Kommune, Schaulust und Massensuggestion sind Faktoren, die sehr beträchtlich mitwirken, und unter den Gaffern, die am Wege Spalier bilden, sind Tausende, die nicht ein Fünkchen dynastischen Gefühls in sich tragen, und die nicht minder laut Hurra rufen würden, wenn Bebel als Präsident des sozialistischen Staates vorüberführe.

Empfänge und Feierlichkeiten sollten von einem Monarchen nur als lästige Formalitäten empfunden werden, denn seine Zeit ist kostbar. Am 20. Februar 1896 aber sprach der Kaiser in seiner Rede beim Festmahl des Brandenburger Provinziallandtages, indem er die Einweihung des Nordostseekanals schilderte, die folgenden Worte: „Ein schweres Gewitter stand über uns, und Donner und Blitz wechselten rasch miteinander ab — ein gewaltiges Schauspiel! Es schien die Natur in großer Aufregung zu sein. Da ein solches Gewitter die Eröffnung, ja die ganze Feier in Frage stellen konnte, regte sich die Besorgnis in meinem Herzen, ob uns auch dies wohl gelingen möge. Denn es war das große Werk, welches mein Herr Großvater angefangen hatte, welches unter den Augen der gesamten Welt der Vollendung entgegenging, und eine angsterfüllte Bitte rang sich aus meinem Herzen, ob der Himmel uns wohl ein gnadenreiches Zeichen geben würde, und ob es uns beschieden sein würde, den schönen Tag zu erleben." Wenn nun wirklich die Feier verregnet wäre? Es wäre schade gewesen. Nicht mehr. Das Werk selbst war ja gesichert. Und nur der Feier wegen ringt sich eine angsterfüllte Bitte aus dem Herzen des Monarchen! Der alte Dessauer war es, wenn ich nicht irre, der dem Herrgott nicht mit Lappalien kommen wollte. Indessen ist die Darstellung des Kaisers wohl auch nur von jenem rhetorischen Ueberschwang eingegeben, den er nun einmal nicht entbehren kann; er nennt ja auch den alten Pape einen „hohen Herrn", legt dem Großherzog von Oldenburg am 14. April 1881 „untertänigen Dank zu Füßen" und bezeichnet die Vollendung des Hamburger Freihafens als eine „bedeutende Leistung der inneren Politik des Reiches".

Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und es wäre pedantisch, dem Kaiser die Uebertreibungen vorzuhalten, die nun einmal seinem Temperament entspringen, wenn nicht seine Rhetorik leider Schule gemacht hätte. Wie sehr, dafür habe ich in den im vierten Briefe zitierten Reden den vollgültigen Beweis erbracht. Bismarck hat einmal scherzend gesagt, der Franzose sei dem Deutschen stets um eine halbe Flasche Sekt voraus, aber diesen Vorsprung haben wir in den letzten Jahren eingeholt. Die Worte haben ihren Wert verloren, und der deutsche Himmel hängt voller Superlative. Fast alle unsere Kundgebungen leiden an einer nervösen Ueberreizung der Tonart, und Sie selbst, Kaiserliche Hoheit, verfallen schon in diese klirrende Sprache, so sehr Ihnen doch alle, die Sie kennen, liebenswürdige und einfache Umgangsformen nachrühmen. Der von Ihnen unterzeichnete Aufruf des Reichskomitees für Luftschiffbau schließt mit dem Satz: „Wir müssen den einmal gewonnenen Vorsprung im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres unter allen Umständen behaupten." Das klingt wie eine Herausforderung an das Ausland und war zum mindesten unnötig. Haben Sie keinen Berater, der Ihnen das sagen konnte? Die Fanfare verstimmt im Ausland, wo ohnehin schon Zeppelins Erfindung mit ängstlichem Argwohn belauert wird. Ein Vorsprung, den man so affichiert, ist bald kein Vorsprung mehr. Es wäre klüger gewesen, den internationalen Kulturwert des Zeppelinschen Werkes zu betonen, wie der Graf selbst es einem Interviewer gegenüber getan hatte. Nicht früh genug können Sie es lernen, daß das Wort, das Sie von Ihrer sozialen Höhe aus sprechen, durch das Echo millionenfach wiederholt und verstärkt wird. Sie tun wohl, sich zur Farblosigkeit zu erziehen und, wenn diese Selbstverleugnung Ihnen unwürdig oder unmöglich scheint, wenigstens nach einer Form zu trachten, die das Land und das Werk, dem Sie nützen wollen, nicht schädigen kann. Die Herrscher können sich und ihre Dynastien heute nur noch erhalten, wenn sie den Beweis für die Nützlichkeit ihrer Existenz erbringen, und dazu bedarf es der Selbstzucht, der Opferwilligkeit und weiser Nachgiebigkeit, die rechtzeitig gewährt, was sie doch nicht auf die Dauer verweigern kann.

Schluß der Serie: Briefe an den deutschen Kronprinzen.

General Kuropatkins Memoiren

Fortsetzung

Alles, was ich von Japan sah und lernte, von seiner militärischen Bedeutung und der Natur der Probleme im fernen Osten, überzeugte mich von der Notwendigkeit, ein friedliches Uebereinkommen mit Japan herbeizuführen, und daß wir große Zugeständnisse machen müßten — Zugeständnisse, die auf den ersten Blick unseren Nationalstolz zu demütigen schienen —, um einen Krieg zu vermeiden. Wie ich schon erzählt habe, zögerte ich nicht, die Rückgabe Port Arthurs und Kwangtungs an China und den Verkauf des südlichen Zweiges der ostchinesischen Eisenbahn vorzuschlagen. Ich sah voraus, daß der drohende Krieg in Rußland äußerst unpopulär sein würde, daß er keine patriotische Begeisterung hervorrufen würde, weil das Volk von den Gründen und Zwecken des Krieges keine Ahnung hatte, und daß die Führer der regierungsfeindlichen Partei die günstige Gelegenheit benutzen würden, Unzufriedenheit und Unordnung im Lande hervorzurufen. Daß die Japaner aber eine solche Energie und Tatkraft, einen solchen Mut und solch erhabene Vaterlandsliebe entfalten würden, hatte ich nicht erwartet, und daher irrte ich mich in meiner Schätzung über die Dauer des Krieges. Im Hinblick auf unsere unzulängliche Bahnbeförderung hätten wir drei Jahre für den Krieg in Anschlag bringen sollen, anstatt der eineinhalb, die ich für ausreichend hielt.

Trotz aller ihrer Erfolge zeigten die Japaner doch Schwächen, die man in der Zukunft vielleicht wieder beobachten kann. Ich will sie nicht aufzählen, sondern erwähne nur, daß der Ausgang des Gefechts häufig zweifelhaft war und wir andrerseits wieder einer

Niederlage nur dadurch entgingen, daß die japanischen Führer Fehler machten. — Dem Sieger wird stets gehuldigt. Die ganze Presse stand auf Japans Seite, und deren Leiter wurden wohl infolge des Preises, der ihnen nun winkte, etwas übermütig. Keiner ging in dieser Beziehung weiter als Graf Leo Tolstoi. In einem Artikel, der in einer ausländischen Zeitschrift*) erschien, gibt unser begabter Schriftsteller und Philosoph seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Japaner uns infolge ihrer kriegerischen Vaterlandsliebe und der Macht der Regierung besiegten. Sie seien die mächtigste Nation der Erde und unüberwindlich zu Wasser wie zu Lande.

Die Stärke Japans lag in der Einigkeit zwischen Volk, Heer und Regierung, und diese Einigkeit verlieh ihm den Sieg. Wir führten den Krieg einzig und allein mit unserem Heere, und selbst dieses litt an der ungünstigen Stimmung des Volkes gegenüber allen militärischen Angelegenheiten. Unsere Ziele im fernen Osten wurden von unseren Offizieren und Soldaten nicht richtig erfaßt. Dazu kam, daß das allgemeine Gefühl der Unzufriedenheit, das bereits in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen war, den Krieg verhaßt machte.

Viele gute Offiziere beeilten sich, ihre Dienste anzubieten — eine Tatsache, die leicht zu erklären ist —, aber die gute Gesellschaft verhielt sich gleichgültig. Einige hundert einfache Leute meldeten sich freiwillig, aber die Söhne unserer hohen Würdenträger, Kaufleute oder Gelehrten zeigten wenig Eifer, in die Armee einzutreten. Von den Zehntausenden von Studenten, die damals zum Müßiggang verurteilt waren**), zum Teil auf Kosten des Reiches, trat nur eine Handvoll freiwillig ein (ausgenommen die Studenten der Medizin), während zur selben Zeit in Japan die Söhne der vornehmsten Bürger, selbst vierzehn bis fünfzehn Jahre alte Knaben, sich um die Plätze im Heere stritten. Japanische Mütter töteten sich, wie ich schon erwähnte, aus Scham, wenn ihre Söhne als untauglich zum Dienst zurückgewiesen wurden.

Die Teilnahmslosigkeit Rußlands an dem blutigen Kampf, den seine Söhne — unverstandener Zwecke wegen und fern von der Heimat führen mußten, konnte nicht verfehlen, selbst die besten Soldaten zu entmutigen, die bei einer solchen Haltung des eigenen Vaterlandes ihnen gegenüber keineswegs zu Heldentaten angefeuert wurden. Aber Rußland war nicht nur teilnahmslos. Die Führer der revolutionären Partei bemühten sich, die Aussichten auf das Mißlingen unserer Pläne zu vergrößern, in der Hoffnung, so ihre eigenen dunklen Ziele leichter zu erreichen. Es tauchte eine ganze Literatur heimlicher Schriften auf, bestimmt, das Vertrauen der Offiziere zu ihren Vorgesetzten und das der Soldaten zu ihren Offizieren zu erschüttern und so die Treue des Heeres zur Regierung zu unterminieren. In einer von den Sozialdemokraten veröffentlichten und weitverbreiteten „Adresse an die Offiziere des russischen Heeres" stand hauptsächlich folgendes:

„Der schlimmste und gefährlichste Feind des russischen Volkes und in Wirklichkeit sein einziger Feind ist die jetzige Regierung, und diese Regierung führt Krieg mit Japan. Ihr kämpft unter ihren Fahnen ohne gerechten Grund. Jeder Sieg, den ihr erkämpft, bedroht Rußland mit Unheil, indem das erhalten bleibt, was die Regierung „Ordnung" nennt, und jede Niederlage, die ihr erleidet, bringt uns die Stunde der Befreiung näher. Ist es darum überraschend, daß die Russen frohlocken, wenn euer Gegner siegreich ist?"

Aber auch solche Leute, die nichts mit der revolutionären Partei gemein hatten, unterstützten Rußlands Feinde dadurch, daß sie in der Presse die Meinung vertraten, der Krieg sei unvernünftig. Sie kritisierten die Fehler der Regierung, die den Krieg verschuldeten. In einer Broschüre, betitelt: „Gedanken über den jetzigen Krieg", sagt M. Corbatoff von diesen Leuten:

*) Fortnightly Review.

**) Wegen studentischer Unruhen, die dann zur Schließung der Universität geführt hatten. G. K.

Weit schmerzlicher aber ist die Tatsache, daß, während unsere heldenmütigen Soldaten einen Kampf um Leben und Tod führen, diese sogenannten Volksfreunde ihnen ins Ohr flüstern: „Leute, ihr seid Helden, aber ihr geht dem Tode ohne Grund entgegen. Ihr werdet die falsche Politik Rußlands mit dem Tode bezahlen, aber nicht Rußlands Lebensinteressen verteidigen.“ Kann eine Rolle trauriger sein als die, welche die sogenannten Volksfreunde spielten, indem sie so die treue Gesinnung heldenmütiger Soldaten unterminierten, die dem Tode entgegengehen? Man kann sich leicht in den Seelenzustand eines Offiziers oder Soldaten hineinversetzen, der in die Schlacht zieht, nachdem er in Zeitungen oder Zeitschriften Artikel über die Unsinnigkeit und Zwecklosigkeit dieses Krieges gelesen hat. Und gerade solche Volksfreunde unterstützten die revolutionäre Partei in ihren Bemühungen, die Disziplin in unserem Heere zu untergraben.

Wenn die Reservetruppen zum aktiven Dienst einberufen waren, wurden sie von der regierungsfeindlichen Partei mit Proklamationen versehen, die bezweckten, sie gegen ihre Offiziere aufzuhetzen. Aehnliche Aufrufe schickte man an das Heer in der Mandschurei. Truppen, die im Felde standen, erhielten Briefe, die sie von Volksunruhen in Rußland unterrichteten. Die Kranken in den Hospitälern und sogar die Mannschaften, die auf unseren vorgeschobensten Posten Dienst taten, lasen in den Zeitungen Artikel, die ihr Vertrauen zu ihren Kommandeuren und Führern erschütterten. Das Werk, die Disziplin in unserer Armee zu untergraben, wurde zielbewußt fortgesetzt und blieb natürlich nicht ganz erfolglos. Die Führer der Bewegung hatten, um ihre wohldurchdachten Pläne durchzuführen, zu ihrem Wahlspruch gewählt: „Je schlimmer, desto besser.“ Das Ideal, dem sie nachstrebten, war ein Zustand, wie ihn die meuterische Besatzung des Panzerschiffes „Potemkin“ geschaffen hatte. Diese Feinde des Heeres und des Volkes wurden durch einige wenige einfach törichte und unvernünftige Menschen unterstützt. Man kann sich die Entrüstung vorstellen, die die Menschikoffs, Kiriloffs und Kuprins empfanden, als man ihnen erzählte, daß sie in der Armee die gleiche Rolle spielten wie die Leute, welche die Empörung auf dem „Potemkin“ entfacht hatten; und doch war das der Fall. Es würde in der Tat schwierig sein, irgend etwas zu ersinnen, was den Matrosen des Panzers „Potemkin“ gesagt worden sein könnte, um sie zum Ungehorsam gegen ihre Offiziere aufzureizen, was schärfer als Menschikoffs Sprache gewesen wäre, wenn er von unseren Armeeoffizieren und ihrer Gewissenlosigkeit, Trunksucht, Sittenlosigkeit und ihrer eingewurzelten Faulheit schrieb. Gesinnungstreu, wie die Russen sonst sein mögen, konnte doch die Teilnahmslosigkeit des einen Teiles der Bevölkerung und das aufrührerische Treiben des anderen kaum verfehlen, auf viele einen Einfluß auszuüben, der einer erfolgreichen Fortführung des Krieges nicht günstig sein konnte.

Die regierungsfeindliche Partei verteilte unter unseren Truppen, hauptsächlich im Westen, Hunderttausende von Aufrufen. in denen sie die Soldaten ermahnte, eher zu einer Niederlage als zu einem Siege beizutragen. Selbst solche Berichterstatter, die nicht zur regierungsfeindlichen Partei gehörten und ihr Vaterland aufrichtig liebten, unterstützten diese, indem sie die Armee und ihre Vertreter mit Schmähungen überhäuften. Kriegskorrespondenten, die nicht einmal über unsere Unternehmungen Bescheid wußten, die der Japaner aber erst recht nicht kannten, und die ihre Berichte nicht auf das stützten, was sie sahen, sondern ihre Wissenschaft aus unglaubwürdigen Quellen schöpften, vermehrten noch die Unzufriedenheit des Volkes, indem sie unsere Mißerfolge übertrieben darstellten. Sogar Offiziere der Armee, die vom Kriegsschauplatz schrieben, oder solche, die nach Rußland zurückgekehrt waren aus Gründen, die nicht immer sehr glaubhaft klangen, suchten sich dadurch einen Namen zu machen, daß sie vorzeitig Kritik übten, die häufig über das Ziel hinausschoß und allgemeine Mutlosigkeit hervorrief. Auf dem Kampfplatz aber schlugen sich heldenmütige Soldaten monatelang mit dem Feinde herum, ohne je die Hoffnung aufzugeben, den Sieg endlich doch zu erringen. Von diesem Teil des Schlachtfeldes aber erhielt man wenig zuverlässige Nachrichten. Brave Soldaten, gesittete jüngere Offiziere und die Kommandeure der Regimenter,

Kompagnien, Schwadronen und Batterien in unseren vorgeschobenen Stellungen korrespondierten nicht und hatten auch keine Zeit, von ihren eigenen Mühen und Heldentaten zu schreiben. Nur wenige Berichterstatter hatten sich gefunden, die sich der Gefahr aussetzten, ihre Heldentaten zu beobachten und zu schildern. Es gab unter ihnen gewiß einige tapfere Leute, die den aufrichtigen Wunsch hatten, sich nützlich zu machen, aber ihre Unkenntnis selbst der einfachsten militärischen Dinge machte es ihnen unmöglich, die verwickelten Aufgaben, die der Krieg uns stellte, richtig zu erfassen. Ihre Arbeit war deshalb nutzlos. Die geeignetsten Beobachter, die imstande waren, richtig zu sehen und dem lesenden Publikum Aufschluß zu geben, waren die fremden Militärattachés, die unseren Armeen im Felde zugeteilt und in vielen Fällen äußerst glücklich ausgewählt waren. Diese Offiziere hatten ein warmes Herz für die Soldaten, deren Gefahren und Beschwerden sie teilten. Mit Liebe und Verehrung sahen unsere Soldaten daher auch zu ihnen auf. Es dauerte aber sehr lange, bis deren Berichte zu uns kamen. Einige unserer Korrespondenten, die beim Nachtrab verblieben und den Krieg von weitem beobachteten, schrieben Berichte über Trinkgelage, wilde Lustbarkeiten und Verworfenheit (bei Charbin zum Beispiel), die dem lesenden Publikum ein einseitiges trübes Bild des Kriegslebens gaben. Unsere Presse hätte lieber unsere ersten Niederlagen dazu benutzen sollen, patriotische Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit zu wecken und das Volk zu mahnen, seine Anstrengungen zu verdoppeln, um die Schwierigkeiten des Krieges zu überwinden. Sie hätte der Regierung helfen sollen, die Lücken in unseren gelichteten Reihen auszufüllen, sie hätte die Mutlosen aufrichten und des Landes edelste Söhne herbeirufen und dem Heere neue Hilfsquellen in materieller und geistiger Hinsicht eröffnen sollen. Statt dessen spielte die Presse uns immer mehr in die Hand unserer äußeren und inneren Feinde, machte der großen Masse des Volkes den Krieg verhaßt, beunruhigte die Gemüter der zur Front abgehenden Soldaten und erschütterte auf jede Weise ihr Vertrauen in die Offiziere und Führer. Ein solches Verhalten konnte die Nation allerdings nicht ermutigen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um schließlich doch noch trotz aller Schwierigkeiten den Sieg zu erringen. Im Gegenteil! Die Soldaten, die zur Verstärkung unseres Heeres sich zur Front begaben, trugen aufrührerische Proklamationen bei sich, den Keim zukünftiger Niederlagen! Die nach den militärischen Bezirken Sibiriens kommandierten Offiziere berichteten im Februar, daß Abteilungen überzähliger Truppen und Reservisten mehrere Eisenbahnstationen geplündert und etwas später reguläre Truppen sich genau so schlecht geführt hätten. Das Bestreben zahlreicher Soldaten, besonders älterer Reservisten, während des fortschreitenden Gefechts sich hinter die Front zu drücken, war nicht so sehr Feigheit als Unentschlossenheit und Unlust, den Krieg fortzusetzen. Ich kann hier hinzufügen, daß die Eröffnung der Friedensunterhandlungen gerade zu der Zeit, in der wir uns auf entscheidende Maßnahmen vorbereiteten, die besten Elemente des Heeres ungünstig beeinflußte.

Mr. E. Martinoff sagt in einem Artikel, betitelt: „Geist und Stimmung in den beiden Armeen", das japanische Volk werde in Friedenszeiten schon so erzogen, daß sich in ihm ein patriotischer und kriegerischer Geist entwickele. Gerade der Gedanke an einen Krieg mit Rußland war allgemein populär, und während des ganzen Krieges besaß die Armee die Sympathien der Nation. In Rußland war das Umgekehrte der Fall. Die Vaterlandsliebe wurde durch die Ideen einer Weltverbrüderung und Abrüstung ins Wanken gebracht, und mitten in einem schweren Feldzuge war die Haltung des Landes gegen die Armee teilnahmslos, wenn nicht direkt feindselig.

Dies Urteil ist peinlich genau, und es ist natürlich klar, daß bei derartigen Beziehungen zwischen der russischen Gesellschaft und dem mandschurischen Heer von diesem unmöglich auch nur eine Spur von Begeisterung oder Bereitschaft zu erwarten war, das Leben für die Sache des Vaterlands zu opfern. In einem wunderbaren Artikel: „Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe", der im Jahre 1906 im „Russischen Invaliden" erschien, gibt A. Bilderling folgenden Gedanken von tiefster Wahrheit Ausdruck:

„Unsere Mißerfolge mögen verschiedene verwickelte Ursachen haben. Man mag sie der schlechten Haltung einzelner Personen, der untauglichen Generalität zuschreiben oder der unzulänglichen Bereitschaft in Heer und Flotte, den ungenügenden materiellen Hilfsquellen, der Mißwirtschaft in den Ausrüstungs- und Proviantämtern. Der wahre Grund für unsere Niederlage aber liegt tiefer, er ist in dem Mangel an Begeisterung, in dem gänzlichen Fehlen des Pflichtgefühls und der Vaterlandsliebe zu suchen. Dies sind in einem Kampf zwischen zwei Völkern die wichtigsten Dinge, und nicht die materiellen Hilfsquellen. Der Sieg ist höchstwahrscheinlich auf seiten des Volkes, dem diese Eigenschaften in höherem Maße zu eigen sind. Japan war lange auf den Krieg mit uns vorbereitet, das ganze Volk wünschte ihn, und stolze Begeisterung durchdrang das ganze Land. Im Heer wie in der Flotte wußte daher jeder, vom Höchstkommandierenden bis zum gemeinen Soldaten, nicht nur, wofür er kämpfte und starb, sondern ein jeder hatte auch klar erfaßt, daß vom Ausgang des Krieges das Schicksal Japans abhing, seine politische Bedeutung und die Rolle, die es in Zukunft in der Weltgeschichte zu spielen haben würde. Jeder Soldat wußte aber auch, daß die ganze Nation hinter ihm stand. Japanische Mütter und Gattinnen sandten ihre Söhne und Männer mit Begeisterung in den Krieg und waren stolz, wenn sie für ihr Vaterland starben. Bei uns andererseits war der Krieg von Anfang an unpopulär. Wir wünschten ihn weder, noch erwarteten wir ihn und waren infolgedessen nicht auf ihn vorbereitet. Die Soldaten wurden in aller Eile in die Eisenbahn gesteckt, und wenn sie nach einer Reise von einem Monat in der Mandschurei ankamen, wußten sie nicht, in welchem Lande sie waren, noch gegen wen und wofür sie kämpfen sollten. Sogar unsere höheren Befehlshaber gingen nur ungern zur Front und nur weil sie mußten. Ueberhaupt hatte die ganze Armee das Gefühl, als ob das Land gleichgültig auf sie sehe; als ob das Volk keinen Anteil nehme an ihrem Leben, sie nur ein Bruchstück sei, abgeschnitten von der Nation, neuntausend Werst entfernt und dort den Launen des Schicksals überlassen. Und als die entscheidenden Gefechte begannen, rückte das eine der kämpfenden Heere (das japanische) voll Zuversicht und Vertrauen auf den Sieg vor, während die Russen voll entmutigenden Zweifels am eigenen Erfolg vorgingen."

Deutsch von Wilhelm Fricke

Schluß der ersten Serie folgt

Das Buch der Liebe / Von August Strindberg

4 / Symbolik des Wassers

Fortsetzung

Für die, welche mit dem einen Bein auf der Astralebene leben, will ich eine kleine Erfahrung mitteilen.

Wir erinnern uns, wie Cagliostro sein Fernsehen und sein Fernhören über eine Wasserfläche versuchte; oft war es nur ein Glas Wasser; ohne daß ich die Ursache verstanden.

Ich lebte in telepathischer Verbindung mit der Frau, der ich ein Kind geschenkt, und ihre Gemütsbewegungen konnte ich aus der Entfernung als einen Eindruck zwischen Geschmack und Geruch wahrnehmen, ohne daß er eins von beiden war. Ich riet, wie viele andere, auf die Schwingungen des angenommenen Aethers, denn der Duft war nicht Duft, und der Geschmack war nicht Geschmack, sondern ein Hyperodeur und ein Hypergout.

Eines Tages war sie fort, sowohl fortgereist wie außerhalb meines Empfängers (Coherer). Die Leitung war unterbrochen. Zufällig ging ich zur Waschschüssel, um mein Gesicht zu baden. Unmittelbar über der reinen Wasserfläche vernahm ich sie.

Und das bestätigte sich jedesmal, wenn ich über eine reine Wasserfläche gebeugt stand. Aber ich wagte nicht, wie Cagliostro, nachzusehen, ob ihr Bild im Spiegel des Wassers zu sehen sei, denn ich treibe nicht Magie, weder schwarze noch weiße.

Was steht denn über dem Wasser, das bei Zimmerwärme oder + 18 Grad verdunstet; 18 ist aber das Atomgewicht des Wassers: $H^2O = 18$. Wassergas entsteht bei + 100 Grad und Wasserdämpfe bei Wolkenbildung; aber hier ist etwas anders. Ist es Atomwasser, oder ist es der Aether, der sich zwischen den Molekülen befindet, und der jetzt frei wird? Das weiß ich nicht, aber ein Leiter für die feinsten Ströme der Körperseele von hoher Frequenz ist dieses Fluidum, das sich bei Zimmerwärme über einer Wasserfläche hält.

Indem ich daran denke, frage ich mich, ob die wunderbare Stimmung, die man im Sommer am Meeresufer erfährt, auch von diesen Dünsten, populär gesprochen, herzuleiten ist.

Zu meinen Vorstellungen von etwas recht Herrlichem gehört immer eine Wanderung am Meeresufer mit denen, die man lieb hat. Man braucht nicht zu sprechen; nur zusammen gehen, während man fühlt, daß man gleichgestimmt ist; und man empfindet jede Schwingung jeder Wellenlänge bei den andern.

Gehe ich allein am Meeresufer, fühle ich mich in Rapport mit der ganzen Menschheit; aber ich empfange auch Impulse von oben, von andern höhern Regionen, gerate in Ekstase und werde buchstäblich erhoben.

Jetzt erinnere ich mich aus meiner Jugend an Kameraden, die den „Geruch" des Wassers nicht vertrugen; daher nicht baden konnten, denn sie bekamen Druck auf der Brust.

Zu meinen größten Augenblicken zähle ich die, wenn ich, ans Meer hinausgekommen, mich zum erstenmal von einer Klippe kopfüber ins Meer werfen kann; dann schwimme ich ins frische Wasser hinaus, lege mich auf den Rücken, um nur das blaue Gewölbe über mir zu sehen. Durchs Bad habe ich mich von Kummer und Sünde gereinigt; ich liege frei da, ohne ein beengendes Kleidungstück, zwischen den beiden Elementen Luft und Erde schwebend. Und die Erde sehe ich nicht, die habe ich hinter mir gelassen.

Das erste Bad ist für mich wie eine symbolische heilige Handlung, eine Taufe im Jordan; und ich beginne nun zu verstehen, wie eine äußere Handlung, wie Schöpfen von Wasser, innere Gaben geben und inneres Licht entzünden kann.

Komme ich dagegen an einen seichten Strand und muß hineinkriechen, dann leide ich Qualen, und es drückt mir die Brust. Wenn ich tiefer hineingehe, steigt etwas Unreines von den Füßen nieder, unter der Brust hinauf, und bedroht den Kopf, der erst frei wird, wenn er unter das Wasser taucht.

Dieses Bad an seichtem Strand bildet das Motiv in meinen schlimmsten Träumen; das sind Tantalusqualen!

Deutsch von Emil Schering

Yuki-onna / Von Lefcadio Hearn

In einem Dorf der Provinz Musashi lebten zwei Holzfäller: Mosaku und Minokichi. Zur Zeit, von der ich spreche, war Mosaku schon ein alter Mann, und Minokichi, sein Gehilfe, ein achtzehnjähriger Jüngling. Jeden Tag gingen sie zusammen in den Wald, der ungefähr fünf Meilen vom Dorfe entfernt war. Auf dem Wege zum Wald muß man einen großen Fluß überqueren, an dem eine Fähre liegt. Oft und oft hatte man an dieser Stelle eine Brücke erbaut, aber jedesmal riß die Flut sie wieder fort. Keine gewöhnliche Brücke kann der Strömung widerstehen, wenn der Fluß anschwillt.

An einem sehr kalten Abend wurden Mosaku und Minokichi auf ihrem Heimweg von einem großen Schneesturm überrascht. Sie konnten noch die Fähre erreichen, fanden aber, daß der Bootsmann fortgegangen war und das Boot auf der anderen Seite des Flusses gelassen hatte. Es war kein Tag zum Schwimmen, die beiden also suchten in der Hütte des Fährmanns Schutz und priesen sich glücklich, überhaupt ein Obdach gefunden zu haben. In der Hütte gab es kein Kohlenbecken noch sonst irgendeine Stätte, wo sie hätten ein Feuer anmachen können. Es war nur eine fensterlose Zwei-Matten-Hütte*) mit einer einzigen Türe. Mosaku und Minokichi verschlossen die Türe, legten sich zur Ruhe und deckten sich mit ihren Strohregenmänteln zu. Anfänglich empfanden sie die Kälte nicht sehr und hofften, daß das Unwetter bald vorübergehen würde.

Der alte Mann schlief fast gleich ein, aber Minokichi lag lange wach da, lauschte dem schauerlichen Wind und dem unablässigen Klatschen des Schnees gegen die Türe. Der Strom toste, und die Hütte schwankte und krachte wie eine Dschunke auf hoher See. Es war ein furchtbarer Orkan, und die Luft schien von Minute zu Minute eisiger zu werden. Minokichi zitterte unter seinem Regenmantel, schlief aber trotz der Kälte endlich doch ein. Plötzlich erweckte ihn ein Schneeschauer auf seinem Gesicht. Die Türe der Hütte schien gewaltsam aufgestoßen worden zu sein, und bei dem fahlen Schneeschein (Yuki-akari) sah er eine Frau in der Hütte — eine Frau, ganz in weiß. Sie beugte sich über Mosaku und hauchte ihn mit ihrem Atem an; und ihr Atem war wie leuchtender weißer Rauch. Fast in demselben Moment kehrte sie sich zu Minokichi und beugte sich auch über ihn. Er versuchte zu schreien, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Die weiße Frau beugte sich tiefer und tiefer über ihn, bis ihr Gesicht ihn fast berührte. Und er sah, daß sie sehr schön war, obgleich ihre Augen ihn bange machten. Einige Sekunden hielt sie ihre Blicke starr auf ihn gerichtet. Dann lächelte sie und flüsterte: „Ich wollte auch mit Dir so verfahren wie mit dem anderen, aber ich kann mich des Mitleids mit Dir nicht erwehren, weil Du so jung bist . . . Du bist ein hübscher Knabe, Minokichi, und ich will Dir jetzt nichts zuleide tun, aber verrätst Du jemals irgendwem, und wär's auch Deine eigene Mutter, was Du in dieser Nacht gesehen, werde ich es erfahren und Dich töten. Sei dessen eingedenk."

Mit diesen Worten wandte sie sich von ihm und verschwand durch die Türe. Da erst gewann er den Gebrauch seiner Glieder wieder, er sprang auf und spähte hinaus. Aber die Frau war nirgends zu sehen. Und der Schnee wirbelte in die Hütte. Minokichi schloß schnell die Türe und verrammelte sie durch Holzbohlen. Er fragte sich, ob der Wind sie nicht vielleicht doch aufgerissen haben konnte. Vielleicht war alles nur ein Traum gewesen, und er hatte den Glanz des Schneelichtes für die Gestalt einer weißen Frau gehalten. In diesem Zweifel rief er Mosaku und erschrak, weil der alte Mann stumm blieb. Er tappte in der Dunkelheit nach Mosakus Gesicht. Es war eisig — Mosaku war starr und tot . . .

Beim Morgengrauen war der Sturm vorüber, und als der Fährmann kurz nach Sonnenaufgang in seine Hütte zurückkehrte, fand er Minokichi bewußtlos neben dem erfrorenen Körper Mosakus. Er machte gleich Belebungsversuche an Minokichi, und dieser kam wieder zu sich, blieb aber lange Zeit krank an den Folgen der furchtbaren Kälte dieser Nacht. Der Tod des alten Mannes hatte Minokichi sehr erschreckt, aber er ließ niemand

*) Das heißt eine Bodenfläche von ungefähr sechs Quadratfuß.

gegenüber etwas von der Erscheinung der weißen Frau verlauten. Sobald er sich erholt hatte, nahm er seine gewöhnliche Beschäftigung wieder auf. Jeden Morgen ging er allein in den Wald und kam bei Nachtanbruch mit seinen Holzbündeln zurück. Eines Abends, im Winter des folgenden Jahres, überholte er auf seinem Heimweg ein junges Mädchen, das zufällig denselben Weg hatte. Es war ein schlankes, hübsches Mädchen, und sie erwiderte Minokichi's Gruß mit einer Stimme, die seinem Ohre so wohllautend klang wie die Stimme eines Singvogels. Dann ging er neben ihr her, und sie begannen zu plaudern. Das Mädchen sagte, daß sie O-Yuki*) heiße, kürzlich ihre Eltern verloren habe und jetzt nach Yeddo zu armen Verwandten ginge, die ihr helfen würden, eine Stelle als Dienstmädchen zu finden. Minokichi war von dem seltsamen Mädchen ganz bezaubert, und je öfter er sie ansah, desto schöner schien sie ihm. Er fragte sie, ob sie schon verlobt sei, und sie antwortete lachend, sie sei noch frei. Dann fragte sie Minokichi, ob er schon vermählt oder verlobt sei, und er antwortete, daß man wegen seiner Jugend die Frage einer ehrenwerten Schwiegertochter noch gar nicht erwogen hätte, obgleich er nur für eine verwitwete Mutter zu sorgen habe. Nach diesen vertraulichen Mitteilungen gingen sie eine Zeitlang stumm nebeneinander her, aber wie das Sprichwort sagt: „Ki ga areba, me mo kuchi hodo ni mono wo iu": „Wenn der Wunsch da ist, können die Augen soviel sagen wie der Mund." Als sie das Dorf erreichten, waren sie schon sehr gute Freunde geworden. Und Minokichi bat O-Yuki, sich ein Weilchen in seinem Haus auszuruhen. Nach einem scheuen Zögern trat sie mit ihm ein, und die Mutter hieß sie willkommen und bereitete ein warmes Mahl für sie. O-Yuki betrug sich mit so gewinnender Anmut, daß Minokichis Mutter eine plötzliche Vorliebe für sie faßte und sie überredete, ihre Reise nach Yeddo aufzuschieben. Und das natürliche Ende der Sache war, daß O-Yuki nie nach Yeddo ging. Sie blieb im Hause als „ehrenwerte Schwiegertochter".

O-Yuki erwies sich als eine sehr gute Schwiegertochter, und als Minokichis Mutter fünf Jahre später starb, waren ihre letzten Worte voll Liebe und Anerkennung für die Gattin ihres Sohnes. Und O-Yuki gebar Minokichi zehn Kinder, Knaben und Mädchen, alle schön, von auffallend heller Gesichtsfarbe und wohlgestaltet.

Die Landleute hielten O-Yuki für ein wundersames Wesen, das seiner Natur nach ganz verschieden von ihnen war. Die meisten Bäuerinnen altern sichtlich schnell, aber O-Yuki sah selbst, nachdem sie Mutter von zehn Kindern geworden war, gerade so jung und frisch aus wie an dem Tag, an dem sie in das Dorf gekommen war.

Eines Abends, nachdem die Kinder schon schliefen, saß O-Yuki beim Schein einer Papierlaterne und nähte. Und Minokichi, der sie betrachtete, sagte: „Wie Du so nähend dasitzest und das Licht auf Dein Gesicht fällt, wird die Erinnerung an ein seltsames Erlebnis in mir erweckt, das ich als Jüngling von achtzehn Jahren hatte. Damals habe ich ein Wesen gesehen, gerade so schön und licht wie Du. Ja, sie glich Dir wirklich aufs Haar."

Ohne die Augen von ihrer Arbeit zu erheben, sagte O-Yuki: „Erzähle mir doch von ihr, wo hast Du sie gesehen?"

Da erzählte Minokichi von der furchtbaren Winternacht in der Hütte des Fährmannes und von der weißen Frau, die sich lächelnd und flüsternd über ihn gebeugt hatte, und von dem stummen Tod des alten Mosaku, und er sagte: „Schlafend oder wachend, es war das einzigemal, daß ich ein so schönes Wesen sah wie Dich. Natürlich war sie kein menschliches Geschöpf, ich hatte Angst vor ihr, große Angst, aber sie war so weiß. . . . Und wirklich, ich bin mir nie klar geworden, ob es nur ein Traumbild gewesen oder die Schneefrau. . . ."

Da warf O-Yuki ihre Näharbeit auf den Boden, erhob sich, näherte sich Minokichi und schrie ihm ins Gesicht:

*) Dieser Name, „Schnee" bedeutend, ist nicht ungewöhnlich. Ueber das Thema japanischer Frauennamen siehe meinen Aufsatz in dem Bande „Shadowings".

„Das war ich — ich — ich! Es war Yuki! Yuki war es! Und ich sagte Dir damals, ich würde Dich töten, wenn Du je ein Wort darüber verlauten ließest. Wäre es nicht um dieser schlummernden Kinder willen, ich würde Dich in diesem Augenblick vernichten. Und nun mußt Du sehr für sie Sorge tragen, denn haben sie jemals Grund, über Dich zu klagen, soll Dir geschehen, was Du verdient! . . ."

Indem sie dies sagte, wurde ihre Stimme dünn wie Windessäuseln, und sie zerschmolz in einen glänzenden weißen Nebel, der sich zu den Dachbalken erhob, durch den Windfang hinausflatterte und zerstob. Und nie mehr ward sie gesehen.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Berta Franzos

Goethe im kritischen Zerrspiegel seiner Zeit

Von Otto Julius Bierbaum

„Sag mir doch! von deinen Gegnern
Warum willst du gar nichts wissen?"
Sag mir doch! ob du dahintrittst
Wo man in den Weg . . . . . ?

Berthold Litzmann hat das böse, aber nicht unberechtigte Wort Goethe-Snobismus geprägt, das ist zu deutsch die Windbeutelei, die mit Goethe getrieben wird. Auf das Nietzsche-Gigerl ist der Goethe-Geck gefolgt. Eine Weile noch, und auch diese Modeerscheinung wird vorüber getänzelt sein. Es ist kein Grund, sich über das Getue aufzuregen, das schließlich doch auch eine Art Huldigung der Zeit an Ewiges ist.

Ueberragende Größe wird immer neben der nur langsam anwachsenden Schar wirklicher Begreifer zwei ungleichartige Herden im Gefolge haben: die lauten, leeren Schwärmer, die etwas Großes scheinen möchten, indem sie sich als Versteher der Größe aufspielen, und die ebenso lauten und leeren Schmäher, die ihre Bedeutung dadurch beweisen wollen, daß sie sich von der Größe nicht imponieren lassen. Man wird immerhin sagen dürfen, daß die seichten Adoranten sympathischer sind, als die flachen Obtrektatoren. Es gibt, einen Lieblingsausdruck des alten Goethe zu gebrauchen, „gute Kinder" darunter. Die Verkleinerer aber sind ein niederträchtig gehässiges Volk und schlechthin scheußlicher Anblick. Der Geist der Schwere, Dummheit, Niedertracht, des Neides, Unvermögens und der Gemeinheit zu Gerichte sitzend über die schenkende Tugend des Genius: diese pöbelhafte Anmaßung muß den Zorn jedes Rechtschaffenen selbst dann noch erregen, wenn sie schon längst dem Alles ins Reine und Klare schlichtenden Urteile der Zeit verfallen ist. Dieses greuelhafte Mißverhältnis empört, weil es grundunsinnig ist und die schöne Einbildung zu erschüttern scheint, die man immer wieder braucht, wenn man ein innerlich harmonisches Verhältnis zum Leben gewinnen will: daß nämlich der Sinn des Lebens Vernunft habe, ein Gesetz, gegründet auf wirkliche Werte, das die Herrschaft der wirkenden Kräfte über die haftende Masse sichert. Es empört, auch wenn wir zu der festen Ueberzeugung gekommen sind, daß diese Einbildung kein Wahn, sondern bestätigte Wahrheit ist. Denn es bestätigt doch auch die andere Wahrheit, daß die Masse sich immer wieder gegen die bewegende Kraft, den souveränen Geist, stemmt, und ihn irritiert. Ja, auch dann bleibt dieses Mißverhältnis ärgerlich, wenn wir eingesehen haben, daß auch dieser (im Grunde passive) Widerstand nötig ist zur Anregung der Kraft, daß in seiner Ueberwältigung eine der Aufgaben des Geistes liegt.

Es bleibt ärgerlich, weil es, wie begründet es auch in der Mechanik des Lebens sein mag, ein häßlicher Anblick ist. Doch ist es heilsam, auch diese häßliche Wahrheit ins

Auge zu fassen und mit ihr zu rechnen wie mit allen anderen Unvermeidlichkeiten. Es liegt für jeden, der strebend sich zu wirken bemüht (gleichviel auf welchem Gebiete), auch eine Art Trost darin, zu erkennen, daß selbst die Größten den miserablen Haß und die widerwärtige Ueberhebung der Alberiche des Geistes zu erdulden hatten.

Indessen erstaunen wir doch immer aufs Neue, wenn wir davon vernehmen. Zumal, wenn wir hören, wie wütend allerhand Erbärmlichkeit Goethe ansprang, wundern wir uns. Wir begreifen es nur mühsam, daß dieser Gewaltige aus der Nähe nicht sogleich ganz ermessen worden ist. Er ist es so wenig worden, daß ganz und gar Winzige es wagen konnten, ihn wie einen ihresgleichen abzukanzeln. Und doch wäre es viel mehr verwunderlich, wenn es anders gewesen wäre. Denn es ist nur wenig Menschen die Gabe verliehen, ihr geistiges Auge so einzustellen, daß es geistige Größe auch aus der Nähe umfassen kann, und unter diesen Begabten sind nicht alle zugleich auch in dem Sinne auserwählt, daß sie anzuerkennen vermögen, was sie erkennen. Ja, es gibt unter ihnen solche, denen erkannte Größe ein Aergernis ist. Sie suchen sie erst vor sich selbst und dann vor den anderen herabzusetzen. Der Neid, der Aberkenner, ist bei ihnen größer als die Begabung, zu erkennen.

Es sind also unter den schon überhaupt nicht zahlreichen Erkennern nur wenig Anerkenner, und unter diesen bilden wiederum die positiven Temperamente die Minderzahl, die das Bedürfnis empfinden, für das Anerkannte freudig lebhaft einzutreten als seine Verkünder und Herolde. Je entschiedener sie es tun, um so sicherer ist es, daß sie nicht bloß das Echo wirklichen oder geheuchelten Verständnisses im Publikum, sondern auch den mißtönigen Widerspruch derer wecken, denen dieser Erfolg schon an sich widerlich ist und überdies unberechtigt erscheint, weil sie nicht einmal nachzuerkennen vermögen, was die Herolde verkündet haben. Da sie zumeist selber Herolde sind, aber Herolde der Mittelmäßigkeit, so kommt der Aerger über die Konkurrenz dazu, und wenn sie sich gar auch noch als Konkurrenten des Gepriesenen fühlen, wird der Aerger zur Wut. Unvermögen und Neid, durcheinandergefilzt zu einer abscheulichen schwammigen Masse, bilden die Hauptbestandteile der Grundschicht, aus denen sich die Sumpfflora von hämischem Hohn, verächtlicher Herabsetzung, selbstgefälliger Witzelei, fälschender Darstellung, grober Schimpferei, kurz von all den häßlichen Wucherpflanzen entwickelt, die man auch heute noch dort vorfindet, wo sich nicht „kritische Wälder“ im Sinne Herders, sondern kritische Sümpfe ausbreiten.

Einen solchen kritischen Sumpf hat Herr Dr. Michael Holzmann in den Schriften eines Zeitgenossen Goethes mit Namen Franz von Spaun entdeckt, und er hat Auszüge daraus in seinem sehr lesenswerten Buche „Aus dem Lager der Goethegegner“*) veröffentlicht, das als Ergänzung der bekannten Braunschen Sammlung „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen“ hier bestens empfohlen sei. Die für die ganze Gattung charakteristische Probe entstammt den im Jahre 1822 erschienenen Vermischten Schriften von Franz von Spaun und zwar einer „Protestation gegen die Staelsche Apotheose des Goetheschen Faustus“.

Es wird genügen, aus der grotesken Lästerpredigt ein paar besonders kräftige Schläge auf die Kanzel herauszugreifen.

Der vortreffliche Kritiker beschreitet natürlich die Eselsbrücke der Nacherzählung des Gedichtes, bekennt sich aber vorher bieder und naiv zu der Hoffnung, durch seine Kritik zu bewirken, „daß doch wenigstens einige Leser von der Kontagion des schlechten Geschmackes werden gerettet und dahin gebracht werden mögen, nicht bloße Nachtreter der

*) B. Behrs Verlag in Berlin W. 35.

niederdeutschen Immortalitätskrämer zu sein, sondern die Augen zu öffnen, Selbstdenker und Selbstrichter zu werden".

Schon der Prolog zeigt ihm, daß „Herr von Goethe ein sehr schlechter Versifex sei" und der Prolog selber ein „wahres Muster, wie man nicht in Versen schreiben soll".

—: „Die verflossenen Zeitalter haben nichts aufzuweisen, das in Rücksicht auf anmaßende Erbärmlichkeit mit diesem Prolog zu vergleichen wäre . . . Ich muß mich aber kurz fassen, weil ich ein lang und leider auch langweiliges Stück Arbeit übernommen habe. Dem Leser soll ich beweisen, daß der berüchtigte Faust eine usurpierte und unverdiente Zelebrität genießet und sie nur dem verderblichen Gemeingeiste einer Associatio obscurorum virorum verdanke . . . Mich veranlasset keine Zelebritätsrivalität, über des Herrn von Goethes Faust die Lauge strenger Kritik auszugießen. Ich wandle nicht auf seinem Pfade zum Parnasse, und würde mich freuen, wenn er unsere deutsche Sprache mit einem Meisterwerke bereichert hätte . . . Unter der Menge von Bravorufen mag zwar meine Stimme verhallen, doch genügt mir, mein Möglichstes getan zu haben; und gelingt es mir, auch nur einen Leser zu bekehren, und von Anbetung dieses Ungeheuers zurückzubringen, so soll mich meine undankbare Mühe nicht gereuen." Und nun legt er recht ordentlich los: „Der arme Faust spricht ein ganz unverständliches Kauderwelsch, in dem schlechtesten Gereimsel, das je in Quinta von irgend einem Studenten versifiziert worden ist. Mein Präzeptor hätte mir den Steiß vollgehauen, wenn ich so schlechte Verse, wie die folgenden, gemacht hätte.

O sähst Du, voller Mondenschein
Zum letztenmal(e) auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult(e) herangewacht.

Von dem Unedlen der Diktion, von der Erbärmlichkeit der Versifikation, werde ich in der Folge schweigen; an dem, was der Leser sah, hat er Beweise genug, daß der Herr Verfasser in Beziehung auf den Versebau sich auch nicht mit den mittelmäßigen Dichtern der alten Schule messen könne. . . .

Der Mephistopheles erkennt selbst, daß Faust schon vor dem Kontrakte von einem Teufel besessen war. Wir aber glauben, daß er nicht in die Hölle, sondern in das Narrenhaus gehöre, mit allem was sein ist, nämlich Hand und Füßen, Kopf und Hintern. Von sublimem Gallimathias, Unsinn in hochtönenden Worten, haben uns manche Dichter Muster gegeben, aber den göthischen Gallimathias möchte ich als ein genre nouveau, den populären Gallimatheus nennen, denn er wird in der gemeinsten und schlechtesten Sprache vorgetragen. . . .

Je mehr ich über diese lange Litanei von Unsinn nachdenke, je mehr wird mir wahrscheinlich, es gelte eine Wette, daß, wenn ein berühmter Mann sich einfallen lasse, den flachesten langweiligsten Unsinn zusammenzustoppeln, so werde sich doch eine Legion alberner Litteratoren, und schwindelnder Leser finden, die in diesem plattfüßigen Unsinne tiefe Weisheit und große Schönheiten zu finden, und herauszuexegesieren wissen werden. Die berühmten Männer haben dieses mit dem Prinzen Piribinker, und dem unsterblichen Dalai Lama gemein, daß man ihren Kaka als Konfekt auftischt, und als Reliquien verehrt. War dieses des Herrn von Goethes Absicht, so hat er die Wette gewonnen . . .

Es mögen wohl einige Intentionen im Faust sein; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinkleckſen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu Ulu-

minieren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden, und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat . . .

Diese Diarrhöe von unverdauten Ideen rühret nicht von einem übermäßigen Andrange von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinkters des Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Konstitution. Es gibt Leute, von denen schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereien befällt nie einen guten Poeten . . . Wenn sich Goethes Genie von allen Fesseln frei gemacht hat, so kann ja die Flut seiner Ideen die Dämme der Kunst nicht durchbrechen; sie sind schon durchbrochen. Doch wenn wir auch nicht mißbilligen, daß sich ein Autor über konventionelle Regeln der Komposition hinaussetze, so müssen ihm doch die Gesetze des gesunden Menschenverstandes, der Grammatik und des Rhythmus heilig sein; auch bei Dramen, wo der Zauberstab im Spiele ist, erlaubt man ihm nur eine Hypothese als Maschinerie, und dieser muß er treu bleiben. Es muß ein dignus vindice nodus geschürzt werden, die Hexereien müssen zu großen Resultaten führen. Bei dem Faust ist das Resultat, den Patienten zu ganz gemeinen Verbrechen zu verleiten und seinem Verführen sind seine Zauberkünste nicht notwendig; alles, was er tut, hätte irgend ein kupplerischer Schuft ohne Hexerei ebensogut leisten können. Er ist filzig, wie ein Wucherer, ungeachtet ihm die vergrabenen Schätze zu Gebote stehen . . .

Kurz ein miserabler Teufel, der bei Lessings Marinelli in die Schule gehen könnte. Diesem nach kassiere ich im Namen des gesunden Menschenverstandes das Urteil der Frau von Stael zugunsten des gedachten Fausts und verurteile ihn nicht in die Hölle, die dieses frostige Produkt abkühlen könnte, da sogar dem Teufel dabei winterlich im Leibe ist, sondern um in die Cloacam parnassi preziptiert zu werden. Von Rechtswegen."

Der reiche Bankier Jakob Oppenheimer

Von Siegmund Kalischer

Am 16. März 1892 fehlte dem Bankier Jakob Oppenheimer noch eine Mark zur Million, in der Frühe des 17. war er Millionär.

Wie er es seinen Freunden vorausgesagt hatte, bezog er an diesem für ihn denkwürdigen Tage zwar sein neues Haus mit den großen saalartigen Zimmern, schickte aber seinen einzigen Sohn Christian auf die Reise.

Die Mutter dieses Sohnes hatte der Kommerzienrat Jakob Oppenheimer ihres Geldes wegen geheiratet. Sie war vielleicht eine blonde Frau mit zarter Haut und blassen Lippen und Augen, vielleicht sah sie auch anders aus, jedenfalls tötete sie die Geburt des Sohnes, den der Kommerzienrat am 17. März 1892 auf die Reise schickte.

Am Nachmittag saß der Kommerzienrat allein im Eßzimmer. Das war im altdeutschen Stil gehalten und sehr groß. Der Kommerzienrat aber war klein und dick und saß auf einem großen Lehnstuhl in der Ecke des Zimmers vor dem Fenster. Er konnte die Zeitung nicht lesen, die er in der Hand hatte; denn es war ein zu merkwürdiges Gefühl, in dem großen, weiten Saal ganz allein zu sein und nur einen so verschwindend kleinen Teil des Raumes auszumachen. Er rief einen Diener und fragte nach der Zeit: seine Uhr

wäre stehen geblieben. Es wäre fünf Uhr. Aber danach ging der Diener wieder fort, und der Kommerzienrat blieb wieder allein. — Um ein halb sechs sagte er ganz laut: Ich werde einen Gang durch meine sämtlichen Zimmer machen. Dann erschrak er, weil seine Stimme so schallte. — Aber er stand nicht auf, denn er dachte: vielleicht ist der Boden im nächsten Zimmer glatt, dann rutscht man aus und bricht ein Bein; das wäre aber nicht passiert, wenn man das Eßzimmer nicht verlassen hätte. Am sichersten, seine Stellung gar nicht verändern. Da kann einem kein Unglück zustoßen, das heißt, so sicher ist das ja auch nicht, aber . . . . hier verloren sich die Gedanken des Kommerzienrats ins Verworrene.

Es dunkelte schon. Das sah der Kommerzienrat plötzlich mit einer gewissen Beklemmung, als er vom Fenster hinweg ins Zimmer blickte. Dann mußte er über seine Angst lächeln: Es wurde doch jeden Tag dunkel; wenn man sich da immer ängstigen sollte.

Aber da — war ja ein Mensch im Zimmer. Herr Gott im Himmel, ihm gegenüber, mit blaßgelblicher Gesichtsfarbe, die Tür lag doch am anderen Ende des Zimmers, da hätte er ihn doch hindurchgehen sehen müssen. Der saß nun auf dem Lehnstuhl und sah den Kommerzienrat an, er hatte auch eine goldene Brille auf, wie der Kommerzienrat, und die Arme waren ihm heruntergesunken, ganz wie dem Kommerzienrat, und er hatte auch in der einen Hand die Zeitung — natürlich, das war ja der Spiegel da drüben. Aber nein, das Spiegelbild hatte ja die Zeitung in der Linken und er — Gott, das war ja richtig; war er denn kindisch geworden?

Der Diener könnte jetzt eigentlich das Licht anzünden; es war doch schon dunkel. Der Kommerzienrat hätte ja nach ihm geläutet, aber dann hätte er erst durch den ganzen großen Saal gehen müssen. Dazu saß er zu bequem, ja dazu saß er viel zu bequem. Aber angenehmer wäre es gewesen, wenn der Saal hell gewesen wäre. Der wurde statt dessen immer dunkler und immer größer, und der Kommerzienrat wurde immer kleiner. Der Saal war jetzt schon so groß wie die ganze Welt, und der Kommerzienrat war auf der ganzen dunklen Welt allein. Hu . . .

„Guten Tag, Herr Oppenheimer," sagte mit ganz hohler Stimme der Tod, der saß auf dem einen Eichenstuhle mit der hohen Lehne am Tisch und aß eine von den Messinaapfelsinen. Das klapperte immer so gräßlich, wenn der Tod kaute. Der Kommerzienrat vergrub krampfhaft seine Nägel in das Fleisch seiner kleinen dicken Hand; aber das blutete und tat sehr weh. Nun hätte er gern den Tod gebeten, ihn allein zu lassen, aber jedesmal, wenn er den Mund öffnete, gab es schon von seinem Atem einen so lauten Ton, daß er sich vor seiner Stimme fürchtete. Das war alles sehr grauenvoll.

Da gab der Kommerzienrat sich einen Ruck, und wie er sich den Ruck gegeben hatte, trat seine verstorbene Frau aus der Gardine und setzte sich auf den Lehnstuhl ihm gegenüber. Und neben ihr stand der Architekt Gottlieb Krause, der dem Kommerzienrat das neue Haus gebaut hatte; der beugte sich plötzlich über die Frau und küßte sie. Und da der Spiegel hinter ihnen hing, so sah der Kommerzienrat das Bild doppelt, seine Frau von hinten und den Architekten von der andern Seite im Profil, und das wiederholte sich unzählige Male, weil auch hinter dem Stuhle, auf dem der Kommerzienrat saß, ein Spiegel war. Darüber mußte der Kommerzienrat lachen, hielt aber gleich inne, da schon das bloße Verziehen des Gesichts im Saale widerhallte, so daß er sich erschreckt umsah. Da saß noch

immer der Tod am Tisch und schälte sich eben die dritte Apfelsine. Das war merkwürdig, weil doch nur zwei in der Schale gewesen waren.

Der Kommerzienrat wandte schnell den Kopf zu der dem Fenster entgegengesetzten Seite des Zimmers, um den Tod nicht zu sehen und auch nicht seine verstorbene Frau und den Architekten, da standen in der Ecke des Zimmers sechs Maurer, die auf seinem Bau mitgearbeitet hatten, auf dem Verdeck des Neptun, alle in Matrosenanzügen, und der Kapitän sagte zu ihnen: Christian Oppenheimer ist auch seekrank, daß diese Landratten doch nichts vertragen können.

Der Kommerzienrat hielt den Kopf angestrengt nach dieser Seite, wo der Kapitän und die Maurer standen, obwohl es ihn schon schmerzte. Auch noch, als der Tod aufsprang und, die Arme auf das Becken gestemmt, sagte: Nu, Herr Kommerzienrat Jakob Oppenheimer, nehme ich mich nicht gut aus in dem großen leeren ganz dunklen Zimmer? — So wollte der Kommerzienrat sitzen bleiben, bis der Diener Licht gemacht hätte. Gott sei Dank, der kam jetzt. Aber wie? Er nahm nur die Apfelsinenschalen, ging damit zu dem Kommerzienrat und kitzelte ihn immerfort an der Backe; da mußte der Kommerzienrat an die Backe fassen, plötzlich; die war ja ganz kalt. Und seine Hände? Die waren ja auch ganz kalt. Und er war steif und konnte nur noch die rechte Hand bewegen. Mit der faßte er unwillkürlich nach dem Herzen: Da hatte das aufgehört zu schlagen; er war also tot. Und der Kommerzienrat erschrak heftig und konnte vor Schreck auch die rechte Hand nicht mehr bewegen.

Als der Diener Licht machen wollte, fand er den Kommerzienrat, den Kopf angestrengt nach der dem Fenster entgegengesetzten Seite des Zimmers verdreht, die Rechte auf dem Herzen, die Linke starr herunterhängend. Auf dem Boden lagen die Schalen der drei Apfelsinen, die der Tod gegessen hatte.

Ein Herzschlag hatte dem Leben des Kommerzienrats Jakob Oppenheimer ein Ende gemacht.

Aus dem Buch „Grotesken" von Siegmund Kalischer, das demnächst im Orion Verlag erscheint.

Peintre-Poètes / Von Rudolf Kurtz

. . . Sie denken an einen Herrn in Grau, der zu Ihnen trat, als Sie an einem schwachbewegten Sommerabend vor dem Café saßen, unter Bäumen, vom Mondlicht überspült und recht eifrig den grotesken japanischen Schatten der Blätter hingegeben, die sich hart auf den grauen Boden streuten. Sie erinnern sich, wie er herzlich und offen war, in bewegtem Schwung seine geöffnete Hand präsentierte, in deren Höhlung ein rotes, gleichsam transpirierendes Fleischklümpchen lag und er einen Schritt zurücktrat und dann mit einer tanzmeisterlichen Verbeugung: voilà mon coeur!

Natürlich, Sie hassen Konfessionen. Sie verachten doch alles, was wirklich zu sein prätendiert. Sie sprachen doch kürzlich von der Brutalisierung der Phantasie, die Erlebnisse im Schema des Tatsächlichen erstarren zu lassen, und sehnten sich nach Bewegung, Irrationalisierung der Begriffe. Suchten Sie nicht ein Mittleres zwischen Abenteuer und Form — eine Form, die die Zuhörer ausschließt und alle Feinheiten selbstsüchtig für das eigene Ohr verzehrt? Ich dachte an Ihre Wünsche, als ich jüngst einige Briefbände durchblätterte, die lange nach dem Tode der Schreiber der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Das scheint mir das Mittlere zu sein, die persönliche Form, ohne Aufwand von sich zu sprechen. Der Brief ist die wundervolle Einrichtung, einem Menschen die subtilsten Erfahrungen mitzuteilen, mit der Empfindung, daß sie wie gesprochene Worte an ihm

vorüberfließen, ohne den festen kompromittierenden Bestand ins Papier eingeätzter geschwärzter Zeichen. Der Brief suggeriert das Gefühl, mit jemand zu sprechen, er suggeriert das Tempo des Gesprächs, das ein so unendlich anderes ist als das des geschriebenen Wortes. Im Briefe spricht man mit Einem — und braucht ihn nicht zu sehen, kann ihm jeden Moment die Form geben, die uns gefällt, kann ein Lächeln über seine Züge gleiten lassen oder geängstete Erwartung, zorniges Aufflackern oder tiefes Mitgefühl. Der Leser des Briefes ist die vollkommenste Schöpfung unserer Phantasie. Und darum sind Briefe so unaffektiert offen, so hingebend vertraut. Das gilt von allen Briefen, die ohne literarische Prätensionen — abgesehen von der Voraussetzung einer deutlichen Bestimmung der Eindrücke — geschrieben sind: vor allem also von Briefen ästhetisch reizbarer Menschen, die nicht gewohnheitsmäßig im Worte bildeten. Man spürt, wie sie im ungewohnten Material in gleicher Art so zu arbeiten suchen wie im vertrauten. Und bei ausgeprägten Persönlichkeiten ist kein Zweifel, daß ihre Art der Formgebung vor allem Material die gleiche bleibt. Die Lektüre dieser Briefe ist vor den gleichsam zunftmäßig geschriebenen reizvoller, weil das Ereignis stärker in ihnen pulst, da es nicht durch die Distanz des literarischen Stils gedämpft wird. Mit der Klarheit einer anatomischen Darstellung zeichnen die Briefe Aubrey Beardsleys (die eben bei Hans von Weber, München, in einer ausgezeichneten deutschen Uebertragung erschienen sind) den reißenden Abstieg eines Lebens voll subtiler Feinheit und morbider Zärtlichkeit — in dem rasenden Tempo einer mitleidlosen Schwindsucht, von einem überlegenen Causeur mit bunten Grotesken und höhnischen Sentiments gefüllt. Sie sind wie seine Zeichnungen in ihrer dekorativen Zartheit, ihrer ausgebreiteten Reife, die alles hinaus, in die Erscheinung getrieben hat, und ihrem spitzen, sehr verhaltenen Lyrismus. Beardsley steht mit dem gleichen Blick vor seiner Prosa wie vor seinen Zeichnungen: seine romantische Novelle „Under the hill" ist von der gleichen sachlichen Haltung wie seine graphischen Werke, alles zeugt von seiner Schwarzweißtechnik: die preziöse Sorgsamkeit, mit der er jede Einzelheit eines Toilettentisches — und welch eines prunkvollen Toilettentisches — in das Gesamtwerk einbezieht, es mit kühl-abwägender Berührung an seinen besonderen Platz stellt, wo es alle Möglichkeiten seiner dekorativen Wirksamkeit entfalten kann. Und die Form, in die er die Nachrichten seiner Briefe kleidet, erinnert durchaus an seine Technik. Aus dem bunten Strudel des Alltags zart ein paar Dinge gehoben, an denen das Leben noch rinnt — Bemerkungen über Menschen, Bücher, Situationen, gefüllt mit krankhafter Lebendigkeit — gleichsam in siedender Temperatur zusammengeschmolzen wie einer, der in die letzten Stunden seines Lebens noch die Wirksamkeit von Jahren legen möchte. Denn über all diesen Briefen ruht das Gewebe des Todes: das macht die Eindrücke schmerzhafter, lauter, begehrlicher. Aber mit der Scheu intellektueller Charaktere distanziert sich Beardsley von den geraden Entfaltungen seiner Stimmungen, er läßt sie in zierliche Ornamente aufgehen, spielerisch und sehnsüchtig zugleich. Hier eine Situation aus einem Briefe, die hingehaucht ist wie sein graziösester Traum (und die eine unserer subtilsten Zeichnerinnen zu einer graphischen Studie angeregt hat): „Gestern wagte ich einen kleinen Spaziergang im Winterparke. Als ich die Anhöhe hinanstieg, stieg mir auch das Blut meuchlings zum Munde. Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor: keine Menschenmöglichkeit, anders denn zu Fuß nach Hause zu kommen. Ich war bereits darauf gefaßt, daß nunmehr ein Schauerbild al fresco entstehen werde. Ich schleppte mich péniblement dorthin, wo ich einen Trinkbrunnen zu finden hoffte. Ich fand auch einen, und so trank das feine Tierchen. Das kalte Wasser machte die Geschichte besser, und ich hatte dann das Glück, ein Eselwägelchen zu treffen, das mich den Rest des Weges nach Pier View zog." Mit leicht durchschaubarer Ironie erhebt er sich über die kläglichen Situationen seines sich schmerzlich steigernden Leidens; er maskiert seine Qualen mit künstlerischen Impressionen, um nicht bemitleidet zu werden und doch durch ihre Aussprache sich von den Angstgefühlen befreien zu können. Er verbirgt sich hinter der sachlichen Pose des uninteressierten Beschauers. „Der Arzt hat mir eine wundersame Medizin verschrieben,

die meinen Auswurf schwarz und meinen Kopf schwer macht; Ammoniak, Potassium, Belladonna und Chloroform sind darin noch die harmlosesten Ingredienzien." Zwischen den zartesten Ausstrahlungen einer körperlich leidenden Psyche zieht sich sein Leidensweg, und seine Aufzeichnungen gleichen in ihrer phthisischen Durchsichtigkeit den Notizen Jules Laforgues, ohne dessen metallene Federkraft allerdings. Aber die feine Melancholie der Linie hat Beardsley, in der sich Trauer und Sehnsucht hart an der Intellektualität bricht und ironisch umbiegt. Und nur einmal fällt der Schleier ganz, einmal liegt die Seele nackt und zuckend, in dem letzten Brief, in dem er bittet, alle seine obszönen Zeichnungen zu vernichten, seinen Freund beschwört „in meiner Todesagonie" und dem Schreiben das feierliche Signum gibt: Jesus ist unser aller Herr und Meister. Aubrey Beardsley endete im Katholizismus: im Glauben, der keinen ohne Antwort läßt. Beardsley hat in seiner Prosa immer die vollendete Haltung des Amateurs, der peinlich um seine Sauberkeit besorgt ist und sich im fremden Gebiet mit bewundernswerter Sachlichkeit benimmt. Alles, was den Dichter ausmacht, fehlte ihm, aber die eminente Fähigkeit zu sehen, die Literatur, die in seinen Zeichnungen ist, machte ihn auch zu einem ausgezeichneten Schriftsteller. Und dieses literarische Moment hat Beardsley eine unwillkommene Nachfolgschaft gebracht; unsere in seliger Impotenz schwelgenden jungen Leute lassen sich von seinem Geist bestechen und imitieren krampfhaft das Illustrative der Zeichnung, ohne das eminente zeichnerische Können Beardsleys zu beachten. Sie sehen in ihm nur den geistreichen Moralisten, der sich zufällig des graphischen Materials bedient, und versäumen das Wichtigste, bei Beardsley absolut von der Zeichnung, von dem Konstruktiven auszugehen. Es ist für die Unfähigkeit der Epigonen bezeichnend, daß nur immer das Anekdotische übernommen wird: man sehe etwa, wie eine wirklich große Begabung, wie Thomas Theodor Heine, Stilelemente Beardsleys aufnimmt — in den Illustrationen zu Lindners Barrisons, der Loie Fuller usw. — und sie durchaus selbständig umbildet. Aber das Anekdotische zieht den Künstler an die Oberfläche, macht ihn „populär" — und diesem Geschick sind vor allem Künstler wie Beardsley ausgesetzt, Modesache der guten Gesellschaft zu werden. Durch eben diese literarische Nuance seines Wesens ist Felicien Rops der bewunderte Liebling einer gewissen Gesellschaftsschicht geworden, die zumeist aus Literaten mit kunstkennerischen Manieren besteht. Das Bewunderungswürdige an Rops, das, was er trotz der allzu starken Literatur geschaffen hat, übersehen sie, den wundervollen Einklang von „Geist" und Gesehenem. Rops besitzt nicht die fabelhafte Begabung Beardsleys, den Einfall, die Idee ganz in die Form aufgehen zu lassen. Rops, der es über sich bringt, malerisch leere grobe Allegorien hinzusetzen, ist im eigentlichen das große Talent durch die schöpferische Kraft, wie er traditionelle Akte in Beziehung zu setzen weiß. Der Maler Rops ist gewiß keine geringe Erscheinung: aber versuche man sich ein Ropsisches Werk leer zu denken, absolut als Werk der bildenden Kunst, alles Literarische entfernt, die lockende Pose verloren, so bleiben zumeist Akte, die durchaus nicht der Bedeutung, die Rops als Persönlichkeit zukommt, entsprechen. Gewaltig wirkt Rops in den Werken, wo die Idee überwiegt, dort kommt er zu Stimmungen, die wie Feuer auf den Beschauer überspringen. Dort wirkt seine Erotik mit dieser elektrischen Kraft, wo er Situationen zu gestalten hat, die als Situationen eben besonders wertvoll sind. Und diese starke literarische Fähigkeit kommt in seinen Briefen besonders zum Ausdruck. Rops' Briefe sind sicherlich die kunstvollsten, lebendigsten, geistvollsten, die je ein Maler geschrieben hat, und es ist mehr als wunderlich, daß bis heut noch keine vollständige deutsche Ausgabe besteht. (Einen Teil hat Dr. Franz Blei in seiner kleinen Ropsbiographie und ein paar unveröffentlichte in den „Opalen" publiziert.) Die Briefe Félicien Rops' spiegeln eine massive, eiserne Natur, von dem derben Wuchse und den starken Begierden eines gesunden Mannes. Mutet der schmale ironische Beardsley wie ein Blagueur aus Wildeschen Komödien an, so erinnert Rops an die harten Männer von festem Fleisch und sehnigen Gliedern, wie sie Barbey d'Aurévilly liebt. Das „épater les bourgeois" wird bei Rops zur gebieterischen Formel, ohne allerdings je die Herrschaft über ihn zu gewinnen. Um seine Verachtung bürgerlicher Freuden lebhafter zu zeigen, schwärmt er von raffinierten Stellungen, kokett histori-

sierenden Kleidungen, wobei es selbstverständlich ist, daß er wirklich ein starkes Vergnügen an den Attitüden seiner Damen gefunden hat. Seine Gefühle verraten die gesunde Kultur eines selbstbewußten Mannes, ob er sich an dem sublimen Duft der Frauenhaare oder dem frischen Körper eines Landmädchens berauscht. Man hat in seiner Gegenwart das unabweisbare Empfinden, daß wohl ein Mann von vielen Sünden spricht, aber ein Mann von Physiognomie. Und dieses Gefühl verstärken seine Briefe ungemein. Die durchsichtigste Selbstanalyse verleiht ihnen eine geistige Feinheit, einen Reichtum an Obertönen, der nur durch die Begierde nach sinnlichen Spannungen vor der Abstraktion bewahrt bleibt. Aber weniger die Frau war das Problem Félicien Rops' als ihr Körper als der reizbarste und dekorativste Träger seiner Phantasie. Seine Begierde umfaßt alles, was ihm eine Steigerung seines Lebensbedürfnisses verheißt. Er liebt die großen Städte, obwohl er weiß, daß er sie mit seinem Körper bezahlt. „Paris — wie man sich da verbraucht! Aber was für ein glänzender, prachtvoller Verbrauch!" — In seinem robusten Körper besaß er eine empfängliche hingebende Seele, die sich jedem Wandel der Umgebung und jeder Stimmung schmiegsam anpaßte. Der frivole Verspötter bürgerlicher Sentiments fährt in einer Mondnacht mit einem „großen, blassen und erregten Mädchen" über den stillen Teich bei Suresnes. Hörnerklang in der Ferne — „und was braucht man mehr, sich glücklich zu glauben und es zu sein?" Es ist der selbe Mann, der „den Hämorrhoidariern" ewigen Haß schwört und ihnen zum Trotze „Galatheen malt, die den honetten Vergil erröten machen würden". Sein Temperament führte ihn zur Frau, und er war klug genug, dieser Lockung zu folgen. Rops hat durchaus das Pathos des Geschlechts — nicht wie Beardsley seine Ironie und Gefühlsweichheit. In Rops war gesundes bäuerisches Blut; die festen Lenden einer Frau begeisterten ihn, und für wohlgeformte kräftige Beine schwärmte er in seiner Kunst. Die stark erotische Anspannung seiner Phantasie schärfte seine Instinkte und verfeinerte sie: er steigerte das Typische des weiblichen Körpers durch eine verlockende, launenhafte Halbbekleidung und stilisierte sie durch kapriziöse, widersprechende Kleidungsstücke. „Ich habe sie nackt gemalt wie eine Göttin, zog lange schwarze Handschuhe über die schönen schmalen Hände, die ich seit drei Jahren küsse, koiffierte sie mit einem dieser großen Gainsborough, die den Mädchen unserer Zeit diese träge Würde der Frauen aus dem siebzehnten Jahrhundert geben." Er beherrschte die Register der Sinnlichkeit und ließ sie hell und freudig spielen zum hohen Preise irgend einer Dame, die er glühend liebte, und die drei Tage seine Geliebte war. Oft waren es auch weniger.

Félicien Rops war ein Mann von klarem künstlerischen Willen. Er haßte alle Einschränkung und christliche Demut und war bereit, auf jede Belehrung mit einem kräftigen und deutlichen Paradox zu antworten. „Die Fehler in der Kunst, das ist das Leben, das ist Vibration, das ist, sich ohne Korrekturen und Retuschen geben." Aus dem gleichen Grunde haßte er das „Pikante" als eine Konzession an die Bürger und fand auf das Lob eines Wohlmeinenden, der ihn um seiner pikanten Stoffe willen pries, die schöne und hochmütige Antwort: „Ja, ich mache solche Sachen, um meinen Hintern auf das Niveau eurer Gesichter zu bringen."

Nach einem Leben voll erfahrener Genüsse und nicht immer keuscher Unterhaltungen, auch nicht ohne künstlerischen Ernst und männlicher Haltung, starb Félicien Rops, vierundsechzig Jahre alt. Und so rein und restlos ging sein Ideal in sein Leben auf, daß er im Alter von sechzig Jahren noch schreiben durfte: „ . . . trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zitternd macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehen. Was ist Leben, Kunst, Ruhm! Ich gebe alles für die benedeiten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, und wie dieser dahin und verschwunden."

In einem Leben, das so intensiv seinen Sinn in der Frau suchte, spielte sie nicht das Paravent, hinter dem der literarische Abenteurer seine seelische Kompliziertheit leuchten läßt. Das steht weit ab von der irritierten Eitelkeit, in der der graue Herr dir das Problem seiner zersplitterten, zart zerrissenen Seele nicht deutlicher zu machen weiß, als wenn er

deine Melancholie mit dem Aufschrei überfällt: „Teuerster, es war das Aufreizendste, was meine Seele je erlebt hat! Vulkanisch, von einer unsagbaren Differenziertheit.“ Und ungehemmt und unbeherrscht rinnt in wütenden Bildern ein Strom von Impressionen, die alles in Reize aufzulösen suchen, den letzten Rest von Kraft durch das trübe Glas ihrer zuchtlosen Phantasie zersplittern, mit einem undurchsichtigen Wall von literarischen Requisiten umgeben. Das sind die Sklaven des Snobismus, die auf dem Gipfel angelangt sind, wenn sie irgendeine einsame und keusche Sache zu einem Gesellschaftsspiel trivialisiert haben, die nicht spüren, daß die Geschmacksverrohung mit ihrer unsagbaren Differenziertheit beginnt, die so unorganisch und ohne Rasse ist wie die plötzliche Kraft eines Alternden, der seine erschlafften Nerven durch mechanische Stimulantien reizt.

Spanische Volksmusik / Von Edgar Istel

Während die Deutschen jedes Jahr scharenweise über die Alpen ziehen, um Italiens Wunder zu genießen, wagt es nicht so leicht ein beherzter Wandersmann, seine Schritte in das Zauberland jenseits der Pyrenäen zu lenken, das noch immer für uns zum „dunkelsten Europa“ zu gehören scheint. Sicherlich reist man wohl kaum in einem anderen Lande auf unserem Kontinent unter größeren Schwierigkeiten und Entbehrungen als in Spanien, und wer nicht schon vorher sich ein wenig mit der herrlichen Sprache des Cervantes und Calderon vertraut gemacht hat, der wird vergeblich mit Hilfe seiner französischen Kenntnisse auszukommen trachten, sobald er sich von den großen Städten des Nordens nach dem schönsten, eigenartigsten, spanischsten Teile Spaniens, nach Andalusien, wendet. Aber gerade diese Unerschlossenheit des Landes gibt der Reise ihren besonderen Reiz. Und wer über die ersten Schwierigkeiten der Aussprache hinweg ist, dem wird im weiteren Umgange mit Eingeborenen erst die wahre Eigenart des Landes aufgehen, die sich niemals den in Herden einhertrottenden, von englisch radebrechenden Managern geführten Vielzuvielen erschließen kann. Welch verkehrte Begriffe über Spanien bei uns zirkulieren, kann man so recht auch auf musikalischem Gebiete beobachten, wenn man dem, was man so auf der Straße hört, unbefangen lauscht. Unsere Begriffe von spanischer Eigenart und Musik pflegen wir uns gewöhnlich im Opernhaus anzueignen, wo wir — Spanien ist nun einmal ein ergiebiges Feld für Opernhandlungen — das, was uns in „Carmen“, „Figaros Hochzeit“ und dem „Barbier von Sevilla“ als spanisch vorgesetzt wird, auf Treu und Glauben hinnehmen. Bezeichnend ist, daß alle drei Opern in oder bei Sevilla spielen, und in der Tat, Sevilla oder besser: ganz Andalusien ist ja auch wirklich wie kaum ein anderer Teil Spaniens so von Musik getränkt, daß man die dortige Volksmusik als typisch ansehen kann, die neuerdings der beginnenden Fremdenindustrie halber auch nach dem Norden (vor allem nach Madrid) verpflanzt zu werden pflegt. Unbeschadet des Umstandes, daß auch die anderen Provinzen ihre musikalische Eigenart besitzen. Was uns auf unseren Opernbühnen geboten zu werden pflegt, das hat mit Spanien recht wenig zu tun. Die unsterblichen Werke Mozarts und Rossinis sind durchweg in italienischem Geiste geschrieben, und, dies sei nebenbei bemerkt, die Spanier selbst hängen auf dem Gebiet der Oper heute noch vollständig von Italien ab, das jährlich zur Saison Operngesellschaften hinübersendet, die in ihrer Muttersprache singen. Nur die Operette (die sogenannte „Zarzuela“*), eine Art Posse mit Gesang) hat sich national entwickelt und hübsche Ergebnisse aufzuweisen. Gewöhnlich pflegt „Carmen“, Bizets herrliches Meisterwerk, von uns als der Inbegriff Spaniens angesehen zu werden, zumal dem Werke eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt und auch der Komponist sich zum Studium der Volkseigenart im Lande aufgehalten hat. Man sollte auch meinen, „Carmen“ müsse eine Art Nationaloper der Spanier geworden sein, da ja auch ihre Lieblingspassion, das Stiergefecht, hier seine Verherrlichung gefunden hat — soweit man seine glänzenden Seiten ins Auge faßt und von allem Widerlichen absieht. Kommt man ins Land, so wundert man sich zunächst darüber, die Oper auf keinem Theaterzettel zu finden, und fragt man gebildete Spanier, so wird man von ihnen erfahren, daß Bizets Werk in Spanien gar nicht beliebt ist. Der Spanier, so hört man sagen, empfinde es als eine Fälschung andalusischer Eigenart, es sei gar nicht spanisch, sondern durchaus französisch. Und diesem Urteil wird man in gewissem Sinne beistimmen müssen, wenn freilich auch nicht zu verkennen ist, daß die Spanier dem Werke mit ihrem schroff ablehnenden Urteil sicherlich Unrecht tun. Ich persönlich habe nach längerem Aufenthalt in Andalusien gefunden, daß die Carmenmusik zwar nicht im

*) Der Name stammt von dem königlichen Lustschlosse „La Zarzuela“, wo derartige, meist zweiaktige Stücke zuerst aufgeführt wurden.

entferntesten einen Begriff von spanischer Eigenart gibt, aber immerhin als ein Stück Spanien, gesehen und gehört von einem geistvollen Franzosen, von größtem Reiz ist. Allerdings sei hier noch bemerkt, daß die Art und Weise, wie „Carmen" auf den meisten Bühnen gegeben wird, völlige Unkenntnis des Landes verrät, von dem ein realistisches Abbild zu bieten zwar nicht die Aufgabe des Regisseurs sein kann, das aber immerhin nicht in einer so durchaus falschen Weise, wie das meist geschieht, wiedergespiegelt werden darf. Nur eine rühmliche Ausnahme kenne ich: die Inszenierung der Komischen Oper in Berlin, wo man wirklich Bilder aus dem farbenprächtigen täglichen Leben Sevillas sehen kann, wenngleich die Gefahren dieser allzu veristischen Darstellung zum Nachteile der Musik nicht zu verkennen sind.

Will man ein Stück echt andalusischer Volksmusik genießen, so muß man zur Zeit der sogenannten „Feria", die vom 15. bis 20. April gefeiert wird, in Sevilla sein. Diese Feria ist ist ein Fest, so eigenartig und herrlich, wie es kaum noch einmal in Europa zu sehen sein dürfte, ein gewaltiges Volksfest, zu dem ganz Andalusien zusammenströmt, und an dem sich hoch und niedrig in gleicher Weise beteiligt. Ursprünglich ein großer Jahrmarkt, der die Landbevölkerung in der Hauptstadt vereinigt, hat es sich — etwa in der Art des Münchener Oktoberfestes — allmählich zu einer Bedeutung entwickelt, von der man mit Worten kaum einen Begriff geben kann. Das ganze Volk, ohne irgend welche Ausnahme, strömt dazu herbei: hier sieht man primitive kleine Buden, in denen Zigeunerinnen hausen und den Vorübergehenden durch Musik und Tanz unter Anwendung sanfter Gewalt zum Eintreten zu verlocken suchen, damit er Wein trinke oder ein am Spieß gebratenes Huhn verzehre; dort wieder locken Schaubuden mit Moritatenerzählern, Verkaufsstände mit allerlei Tand, kleine Wirtschaften, in denen Limonade oder Manzanilla kredenzt wird, und schließlich das Originellste, die „casitas" der vornehmen Gesellschaft. In diesen „casitas" („Häuschen"), mehr mehr oder minder großen, nach einer Seite offen stehenden Zelten, je nach Geschmack und Reichtum ihrer Besitzer ausstaffiert, tanzen einmal im Jahre die jungen Mädchen der vornehmen Gesellschaft, die sonst ein äußerst zurückgezogenes Leben zu führen gezwungen werden, im Kreise ihrer Verwandten und Freunde, vor aller Welt die Nationaltänze, und jedermann, auch der ärmste zerlumpte Bursche darf sich an den Eingang stellen, zuschauen und Kritik üben. In der Tat, das ist einzigartig, und ich habe jeden Abend, oft gedrängt in fürchterlicher Enge zwischen den zweifelhaftesten Elementen diesem reizenden Schauspiel, das von Guitarrenmusik (manchmal auch von Klavier) begleitet zu werden pflegt, zugeschaut. Getanzt wird allgemein die „Seguidilla sevillana", auch abgekürzt einfach „Sevillana" genannt, ein lebhafter Tanz im Dreivierteltakt, zu dem sich die entzückend gekleideten jungen Mädchen in der nationalen Mantilla, Rosen im Haare, selbst mit Kastagnetten (spanisch: „castanuelas" oder „palillos" zu begleiten pflegen. Das Kastagnettenschlagen ist übrigens nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt, und erfordert eine ziemliche Gewandtheit. Ich habe es erst nach einigen Bemühungen dank dem Unterrichte einer liebenswürdigen jungen Sevillanerin so ziemlich erlernt. Die Sevillana wird von dem Volk in verschiedener Weise gesungen, doch behält sie ihren eigentümlichen Rhythmus immer bei.

Der ebenfalls im Dreivierteltakt stehende, doch einen anderen Rhythmus besitzende Bolero gehört gleichfalls der Klasse der Seguidillen an und unterscheidet sich von diesen durch etwas weniger lebhafte Ausführung in Gesang und Tanz, die beide immer beim Volke Hand in Hand gehen, wenn freilich auch die vornehmeren Kreise gegenwärtig den Tanz meist ohne Gesang auszuführen pflegen. Beide Tänze sind nicht sehr alt. Nach einer Andeutung des Cervantes fing man gegen das Ende des sechzehnten oder Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an, Seguidillas zu tanzen und zu spielen, während der Bolero nicht vor der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufkam. Eine Anzahl von Boleros werden als „boleros atiranados" bezeichnet, was daher kommt, daß man einige Takte von den Tirana genannten Liedern in sie einfügte. Die Tirana ist ein sanft bewegtes Stück im $^6/_8$ Takt und wurde im achtzehnten Jahrhundert getanzt und gesungen. Später fiel der Tanz fort, und man behielt nur das Lied bei, das aber auch zu verschwinden droht. Neben den Seguidillas sind die populärsten Tänze die Fandangos, zu denen die Malagueñas, Roudeñas, Granadinas und Murcianas gezählt werden, die sich nur durch die Tonart und durch kleine Variationen unterscheiden. Der Fandango ist einer der ältesten Tanzgesänge Spaniens und wird besonders vom Volke auf dem Lande und in den Vorstädten mit Liebe gepflegt.

Als Begleitinstrumente dienen Guitarre, Kastagnetten, kleine Zymbeln, Triangel und zuweilen auch die Violine. Gewöhnlich wird nur von einem Paar getanzt. Es gibt in Spanien zwei Arten des Guitarrenspiels: die punktierte (puntear la guitarra), die überall bekannt und gebräuchlich ist, und eine in besonderer Weise arpeggierende (rasguear la guitarra), die spezifisch spanisch ist. Diese letztere, speziell beim Fandango, der übrigens im $^3/_4$ Takt steht, angewandte Art wird wie folgt ausgeführt: Der erste von je zwei Akkorden jedes Taktteils wird mit den Nägeln der vier Finger, ohne Benutzung des Daumens angeschlagen, indem man jene mit

etwas eingebogener Hand der Reihe nach, also vom kleinen bis zum Zeigefinger, schnell von oben nach unten über alle Saiten fahren läßt, eine Bewegung, die, um dem Schwunge der Hand mehr Kraft zu geben, durch gleichzeitiges Senken und Heben des Unterarms unterstützt wird. Manchmal gebraucht man auch den Daumen, der aber nur die tiefste (E-)Saite mit dem weichen Teil der Fingerspitze anschlägt. Der zweite Akkord des Taktteiles wird beim Aufwärtsbewegen der Hand mit der weichen Spitze des Zeigefingers, gewöhnlich nur durch Berührung der drei oder vier Saiten angeschlagen. Dieser gebräuchlichsten Weise, das Arpeggieren beim Fandango auszuführen, sind alle übrigen mehr oder minder verwandt.

In Südspanien, wo die Fremdenindustrie bis jetzt wenig entwickelt ist und alles sich in verhältnismäßig primitiven Zuständen befindet, begegnet man noch häufig originellen Volkssänger- und Musikantengestalten, meist Blinden, die sich ihr bißchen Brot auf diese Weise durch Singen vor den Kaffeehäusern auf offener Straße erwerben. Manch merkwürdiges Stückchen Musik hab ich da erhascht und meinem Skizzenbuch einverleibt, besonders in Granada, wo auf der Alhambra sich gewöhnlich zwei blinde Musikanten einzufinden pflegten. Eine ihrer Melodien, die mir besonders gefiel, habe ich dann einem kleinen Musikstücke zugrunde gelegt, das ich auf Wunsch von vier jungen Granadinern schrieb, die ein entzückendes Quartett von zwei Mandolinen, einer Laute und einer Guitarre bildeten. Ich widmete es ihnen und nannte es „Recuerdo de Granada" (Andenken an Granada), und sie spielen es, wie sie mir schreiben, dort immer noch mit Vorliebe. Diesen jungen Leuten die, wie ich hoffe, auch einmal nach Deutschland kommen werden — es sind Künstler ersten Ranges auf ihren Instrumenten — verdanke ich viel von meiner Kenntnis der Volksmusik.

Die andalusische Musik ist stark durchsetzt von zwei Elementen, die auf sie bedeutsam eingewirkt haben: dem Einfluß der Araber und dem der Zigeuner. Merkwürdig ist es, wie der Geist des unglücklichen Volkes, das Andalusien zu einem Paradies umschuf und nach dessen Vertreibung es zur Wüste wurde, noch heute über diesem, ihrem „gelobten Lande" schwebt, von dem sie noch immer singen und sagen. Wie tief eingewurzelt die Liebe der Araber zu Andalusien ist, davon erlebte ich ein merkwürdiges Beispiel. Ich wohnte in Sevilla in einer ganz spanischen Pension („casa de huespedes"), die ehemals ein in maurischem Stil erbauter Palast gewesen. Dort lernte ich einen jungen Mann kennen, den ich zunächst für einen Südfranzosen hielt. Es stellte sich heraus, daß er ein vornehmer Araber aus Tunis war und einer alten Familie entstammte, die einstmals im Besitz des Generalife, jener herrlichen Villa in der Nähe der Alhambra zu Granada, gewesen war. Der Herr, der, obwohl völlig europäisch gekleidet, noch Mohammedaner war, hatte in Frankreich studiert und besuchte nun alle Stätten einstiger arabischer Kultur in Spanien, um die Inschriften auf den Bauten sowie die Handschriften in den Bibliotheken zu erforschen und in französischer Sprache zu publizieren. Er bestätigte mir, daß die nordafrikanischen Araber noch heute Lieder von Andalusien sängen, und daß viele Familien Jahrhunderte hindurch die Schlüssel und Pläne ihrer einstigen Paläste bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, in der Hoffnung, noch einmal in jenes Paradies erneut als Herren einziehen zu können. Hängen so die Araber mit ganzem Herzen heute noch an Andalusien, so kann ich als Parallele hierzu mitteilen, daß die Andalusier, die ja zum größten Teile maurischer Abstammung sind, obwohl sie das nicht zugeben wollen und als „alte Christen" sich aufspielen, noch heute an den arabischen Weisen hängen. Wo immer auch arabische Herrschaft einstmals waltete, überall hörte ich Melodien, die den arabischen aufs engste verwandt sind, und ich erinnere mich besonders noch eines wehmütigen Liedes, das einstmals in der Frühe vor meinem Gasthause in Cordoba gesungen wurde und mich fast zu Tränen rührte.

Während die Araber das Land räumen mußten, haben die schlauen Zigeuner, jenes rätselhafte, urmusikalische Volk, es verstanden, durch Servilität bei den kirchlichen Machthabern sich fest in diesen wunderbaren Gegenden einzunisten. Nirgends in der Welt, außer in Ungarn und Andalusien, ist der Zigeuner seßhaft geworden, und nun haust er in den Höhlen bei Granada als romantisches Ueberbleibsel, seltsame Weisen und Tänze durch Tradition erhaltend. Kein phantastischeres Schauspiel läßt sich ersinnen, als solch ein Zigeunertanz des Nachts droben im Wirtsgarten nahe der Alhambra beim Scheine matter Lampen. Wildblickende Männer und graziöse, zudringliche Weiber und Kinder steigen den Hügel zur alten Maurenburg hinauf und tanzen den Fremdlingen gegen hohe Bezahlung gelegentlich ein Stündchen vor. Da tönen die Guitarren und klappern die Kastagnetten, und in farbenprächtigen Gewändern führt die Rotte seltsame Tänze und Gesänge vor, unterbrochen von lautem Zuruf des Chors. Einer ihrer seltsamen Gesänge, die „Cuchara" mit spanischem Texte, ist mir noch im Gedächtnis geblieben, ebenso wie der eigentümliche „Polo gitano" (Zigeunerpolo, Polo ist ein Tanz im $^3/_8$ Takt), den sie dort aufführten und in merkwürdigen Koloraturen sangen.

Was man den Zigeunern auch Schlechtes nachreden mag, ihre glühende Liebe zur Musik adelt doch wieder ihr Wesen.

Rundschau

Der Fall Liebknecht

Das „Schweineglück“ der Sozialdemokratie, das nicht zu selten in den Fehlern der Regierung einen mächtigen Vorschub gefunden, hatte zur Zeit der letzten Reichstagswahl einen bedenklichen Tiefstand erreicht, als es wieder emporschnellte an einer Aktion der Behörden, die ihrem innersten Wesen nach politisch war, die sich aber — anspruchslos genug — in das Gewand einer juristischen Aktion gekleidet. Es wurde dem jungen Liebknecht, der unter dem politischen Nachwuchs seiner Partei dank der Bedeutung seines Namens und seines Talents eine führende Rolle erlangt, kurzerhand der Prozeß gemacht wegen einer Broschüre, in der er das Problem der „antimilitaristischen“ Aufklärung der proletarischen Jugend behandelt hat und zu lösen versuchte. Die Broschüre, deren programmatischer Teil, soweit er sich in praktischen Vorschlägen äußert, selbst den Parteigenossen kaum diskussionsreif schien, wäre vielleicht bald in den politischen Papierkorb gewandert trotz allem Ernst der Arbeit, der sich darin verbirgt, wenn sie nicht die Regierung zum Ausgangspunkt eines politischen Prozesses genommen hätte, den man gegen den Verfasser wegen Hochverrats eingeleitet hat.

Wegen Hochverrats!

Selbst der frömmste Staatsbürger, der sich seinen beschränkten Untertanenverstand polizeilich attestieren läßt, schüttelte bedenklich das Haupt, und manchen Politiker, der jahrzehntelang im Dienste der Allgemeinheit an der Reform unserer politischen und sozialen Zustände je nach seinem politischen Glaubensbekenntnis gewirkt und mitgearbeitet, ergriff eine leise Furcht bei dem Gedanken, daß man mit einer rein politischen Schrift einen Hochverrat begehen könnte, das schlimmste, das abscheulichste Verbrechen, dessen man sich am eigenen Vaterland schuldig machen kann.

Und man horchte gespannt auf. Ueberall in der gebildeten Welt brachte man dem Prozeß eine Aufmerksamkeit entgegen, die das siegessichere, unerschrockene Auftreten des Hochverräters bis zur letzten Minute wachzuhalten wußte. Abgesehen hier und da von der wenig geschmackvollen Pose eines überhitzten Selbstgefühls zeigte sich Liebknecht — nehmt alles nur in allem — als ganzer Mann.

Das Urteil ist bekannt und hat niemand überrascht. Ueberraschend waren nur zwei Momente, die aus der Vergessenheit hervorgeholt zu werden verdienen, um sie mit ehernem Griffel im Tagebuch der Geschichte zu verzeichnen.

Liebknecht hatte mit aller Bestimmtheit nachzuweisen vermocht, daß zugunsten seiner Schrift eine Rechtsanschauung sprach, die — sein Gegner — der Reichsanwalt in früheren Auflagen seines Kommentars propagiert und vertreten hatte. Dann später hat allerdings der Reichsanwalt „auf Grund weiterer Studien“ seine Rechtsansicht gewechselt und in dem neuesten Kommentar eine gegenteilige adoptiert, die sich das Reichsgericht in seinem Urteil zu eigen nahm.

So wurde Liebknecht das Opfer einer Rechtsauslegung; sein Hochverrat war mehr minder eine Rechtskonstruktion!

Das hat den Philister noch nicht in seiner politischen Indolenz zu stören vermocht. Als aber bekannt wurde, daß der Reichsanwalt den Angeklagten, dessen Auftreten ein fortgesetzter ästhetischer Genuß gewesen, mit dem Antrag auf Zuchthausstrafe den Makel der Ehrlosigkeit aufzudrücken versuchte, da gab es in der Oeffentlichkeit weit über die Grenzen der Fraktionen, ja über die des Landes hinaus nur eine Stimme der Entrüstung.

Die Antwort fand das Volk, das vor den Landtagswahlen stand, indem es sechs Sozialdemokraten, darunter Liebknecht, in das Dreiklassenparlament gewählt hat. Ein Sieg der Sozialdemokratie, der ihren neuen politischen Aufstieg intoniert.

Von diesem einen Fehler hatte die Regierung noch nicht genug gelernt. Sie beging einen zweiten, indem sie das Ehrengerichtsverfahren gegen Liebknecht eingeleitet hat, ein Verfahren, das seine Amtsentsetzung bezweckte, aber in zwei Instanzen mit seinem Sieg geendet. Das Urteil, das ihm der Ehrengerichtshof der Anwälte aus der Mark Brandenburg gesprochen, ist in seiner Begründung ein glänzendes Zeugnis seines persönlichen Lebens und Strebens, ein Dokument, das ihm bescheinigt, was er sich gar nicht erst bescheinigen zu lassen braucht.

Wie aber, wenn diese zweite Aktion nicht mit einer Niederlage der Regierung geendet hätte?

Dann wäre Liebknecht frei von allen Standesrücksichten, die — bürgerlicher Art — ihn in seiner Bewegungsfreiheit beengen, dann wären sein Schicksal und seine Persönlichkeit zwei gleich mächtige Faktoren geworden, die die Stoßkraft der Partei neu belebt und die agitatorische Lebenskraft ihrer Ideen neu geschürt hätten, wie einst der Fall Stadthagen, der Fall Arons usw.

Man kann sich Glück wünschen, wenn die Regierung keine politischen Fehler macht. Da wir nicht optimistisch genug sind, unsere Erwartungen allzu hoch zu spannen, wünschen wir uns nur das Glück, daß derlei Aktionen mit einer Niederlage enden. Dachs

Ninon

(Zur Erstaufführung von Friedrich Freksas „Ninon de l'Enclos" im Hebbeltheater.) Das 18. Jahrhundert brachte den Atheismus. Das 17. die Libertinage. Im Temple wurden unter dem Vorsitz des Grand prieur de Vendome von den geistreichsten Männern der Zeit die animalischsten Orgien gefeiert; eine unfreiwillige Legion des Fortschritts begann die Arbeit der Revolution, indem sie den Adel demoralisierte und die Töchter des Volkes zu mehr als legitimen Fürstinnen erhob. Und deren Brüder, die emporgekommenen Abenteurer und die Genies, vereinigten ihre Empörteninbrunst mit dem starken Ekel deklassierter Herzöge, die ganze Fronde gegen das alte Regime, alle Lebenslust, die Gott und den König verdaut hatte, das ganze Abenteuer eines begierigen, aber tatenlosen Geschlechts flammte in den Bacchanalen auf, die so universal waren, wie Barbaren nie und nur unbeschäftigte Ideologen sie erfinden können. Gewaltmenschen wie Mailha und Frontaille stürzten sich mit erhobenem Degen auf ein Kruzifix und schrien: Der Feind! — aber das war noch 16. Jahrhundert; an die Stelle solch bärbeißigen Humors war das Lächeln Saint-Evremonts getreten, der sich um die Reize der Küche und der Liebe und um die Wohltaten der Freundschaft mit der Sorgfalt eines philosophischen Geistes bemühte. Die Jansenisten und die Jesuiten verloren die letzten Schlachten des geistlichen Frankreichs, leidenschaftlich dem Abstrakten zugewandte Gemüter grämten sich zu Tode, aber Ninon liebte. Sie brauchte nur ihre Brust zu entblößen, um alle Aufrichtigen davon zu überzeugen, daß der Verzicht auf den Genuß in Wahrheit eine schwere Sünde sei. So einfach war ihre Mission. Die ungeheuern Wirkungen, die sie ausübte, rühren lediglich daher, daß sie ganz schlicht und unbedenklich ihr Leben mit Lieben verbrachte. Sie war einfach wie ein Held. In den Armen eines gewaltigen Kriegshelden empfand sie ganz soviel und nicht mehr, als ihr ängstlich entzückter Ausruf sagte: O, monsieur, comme vous êtes fort! Sie komplizierte die Liebe nicht. Geist, Schönheit, der Reiz eines Organs, Kraft, die Schmiegsamkeit eines Gangs genügten, um ihr die kurze oder lange Jahreszeit einer neuen Liebe zu eröffnen. Sie ging hindurch, wie eine schöne und kluge Frau durch eine von gutem Wind und heißer Sonne, von Regen, Düften und Stürmen bewegte Landschaft geht. Sie kannte nicht die rechtgläubigen Ränkünen ihrer Schwestern am Hof, von keinerlei empfindsamen Psychologien getrübt, bot sie sich frisch und mit den aufrichtigsten, immer aufnahmefähigen Sinnen dem Leben dar, ein schönes Tier, eine Pflanze ist nicht besser als sie. Und das Leben schmückte sie mit der guten Schönheit der Liebe, die von der romantischen Leidenschaft einer späteren Generation verunstaltet und in Qual verwandelt wurde . . . Starb nicht Madame du Deffand, nach einem berühmten Leben der Wollust, in düstrer Trostlosigkeit, weil sie, fast siebzigjährig und erblindet, die Liebe erfuhr, die das Herz zerstört?

Ninon ist groß. Sie war mehr als die vollendete Geliebte zweier Generationen. Sie bewegte die Zeit. Mit ihrem Beispiel allein wirkte sie ebenso destruktiv wie irgendeiner der Männer, die mit ihrem bewußten Zerstörerwerk die Revolution vorbereitet haben.

Nach ihrem Tode ergriff ihre Welt der furchtbare Spleen, die Langeweile, die die Liebe ernüchterte und aus den erschlafften Nerven das Sentiment hervorkitzelte; die Begierde kam nach dem leidenschaftlichen Pathos, das dann, unversehens, diese verwirrte und verzweifelte Welt auseinandersprengte . . . Ueber den Trümmern, im Glanz einer goldenen Feuersbrunst, worin die bunten Farben des Karnevals wirbeln, schwebt ihr fleckenloses, ihr vollkommenes Bild.

▼

Ein Akzident, das ihr zustieß, ist berühmt geworden. Ihr leiblicher Sohn verliebte sich in sie. Als er erfuhr, daß sie seine Mutter sei, stieß er sich vor Ninons Augen den Dolch ins Herz. Ninon hatte Philosophie genug und zu starke Sinne, um daran ernstlich Schaden zu nehmen. Aber natürlich wird ein Pathetiker diese Episode zur dramatischen Problemstellung benutzen. Historische Gestalten sind dem Talent der Dichter ausgeliefert, die sie zu Helden erwählen. Warum sollte nicht Ninon von einer Tragödie der Mutterschaft überrumpelt werden wie Madame du Deffand von ihrer späten Herzensnot? Friedrich Frecksa versuchte den Staatsstreich, der, wenn er gelungen wäre, die Gestalt Ninons vielleicht für lange Zeit verändert und umgewertet hätte. Aber die Pranken Freksas zogen sich bei diesem Unternehmen zusammen und wurden zu talentierten Händchen, die ein „Spiel aus dem Barock" formten; ein Spiel, das sehr hübsch anfängt, beim Nahen der tragischen Akzente ein wenig schwerfällig wird und zum Schluß von einer Pointe beschwingt ist, die die Regie des Hebbeltheaters in ihrem ausgesprochenen Sinn für den Stil eines Dramas für überflüssig hielt und deshalb fallen ließ. Frecksa schließt, nach den Tumulten der Tragödie, mit den Worten des Barons von Chérys an die erschütterte Ninon: „Madame! Menschen kommen!" (Beide nehmen Haltung an.) Zum Schluß wird die Tonart des Stückes in brüsker, aber doch sehr wirksamer Weise wiederhergestellt. Statt diesen Hinweis zu unterdrücken, hätte Herr Licho besser

getan, ihn seinen Schauspielern einzubläuen, damit sie wenigstens andeutungsweise den Ton des Barocks anschlügen. Indes, er verlegte seine ganze Energie darauf, in „Ninon“ jede sichtbare Spur eines dichterischen Talents zu verwischen, was ihm außerordentlich gelang, erstens, und zweitens in eigner Person eine so urwüchsige Gestalt wie den Baron de Banèr zu ruinieren, was einigermaßen schwer war. Hätte den Baron de Banèr Paul Wegener gespielt, Moissi den Roland, die Wangel die Marquise de Saintry, Tilla Durieux die Herzogin von Chalons, Walden den Marquis de Saint Evremont und den Marquis de Haultefoy (mit dem der arme Herzfeld im Leben nicht fertig würde) Bernhard von Jacobi: das „Spiel aus dem Barock“ wäre gerettet gewesen, Frecksa gelobt, das entzückende Zeitbild, von Reinhard aufgestellt, bewundert worden...

„Ninon“ hat einen ersten Akt, von dem ein leiser Rausch von Anmut ausgeht; die Konversation verliert nur an Grazie, solange Ninon in der Unterhaltung mit ihrem Intendanten etwas wie napoleonische Ueberlegenheit dartut. Der herrliche Evremont bringt die ganze Atmosphäre der Zeit mit sich herein, er plaudert entzückend, er ist ein Kerl; seine Worte, seine Gebärden erschaffen den Hintergrund, worauf die flüchtige Tragödie sich dunkel abhebt. Mit hartem Schritt tritt das Schicksal herein: Chérys, der Ninon ihren Sohn bringt. Den Sohn, den sie verleugnen soll, und den sie lieben möchte. Aber sie will ihn verleugnen, um ihn wenigstens zu sehn. Als Chérys gegangen ist, sitzt sie bekümmert da, die große Natürliche, die ein früher Geliebter gewaltsam verbiegt. Aber Banèr kommt, ihr jetziger Geliebter, die Gegenwart, das Leben, er geht zu ihr und sagt: „Ninon!“ Sie fährt auf, umschlingt ihn und sagt leidenschaftlich: „Ach! Du!!“ ... Ninon hat einen zweiten Akt, der ungeschickt ist. Aber Evremont äußert hübsche Sachen. Und ein Mensch tritt auf, ein hinkender Ritter, Don Quichotte und Held, dessen bloße Gegenwart Ninons Welt verdüstert: François, Vicomte de Lys Troys. Vielleicht ist er ein Chamfort, dessen Blick die schmähliche Krankheit mit dem Haß schärfte. Vielleicht ist er vom Geschlecht derer, die eine Kränkung zu den Großtaten der Völkerbefreiung hinriß, eine feurige Seele, vom Leid empört, und die eine unüberwindbare Wehmut in Wagnissen, in Opfern und Rachezügen sich selbst vergessen läßt ... Ein Schatten, den ein ungeheures Ereignis vorauswirft. Jedenfalls ein fremder, ein aufreizender Ton im freundlichen Konzert; einmal schreit er ... Chérys ist sentimental wie ein Cromwell, den ein lyrischer Dichter schuf; des Vicomtes Empörung hat keine Konvention, keine sittliche Anschauung geschaffen, sondern ein körperliches, angeborenes Leid, ein bluteigenes, das tiefste .. Der dritte Akt taugt nicht; übrigens gehört er, wie der fünfte, zur Domäne des Dichters Rostand. Es findet sich im fünften Akt eine hübsche Wendung, die Hin- und Wiederrufe von Mutter und Sohn: „Roland! Sage einmal Mutter zu mir!“ — „Ninon, küsse mich!“, die von Rostand sein könnte. Aber sonst ist nichts dagegen zu sagen, sie gefällt mir. Der vierte Akt könnte mit Hilfe eines guten Spiels hinreißen! Und damit ist etwas Entscheidendes über die ganze „Ninon“ gesagt: dieses „Spiel aus dem Barock“ ist ein Theaterstück, woraus eine tüchtige Regie und sehr gute Schauspieler ein Drama machen könnten. Frecksa hat ein litterarisches Schauspiellibretto geschrieben, das zum Teil durch psychologische Prätensionen verdorben ist. Es ist nicht schlankweg ein schlechtes Trauerspiel, aber manchmal ein schönes „Spiel“; es bleibt in dem einen zurück und geht im andern zu weit; aber es ist reich an Andeutungen, an hübschen Wendungen und dichterischen Einfällen, und kann auch als ein lebendiges Zeitbild durchaus bestehen — wobei die beiden Hauptgestalten nicht mitzählen. Die geb ich auf. Ihre Erschaffung war ein Bankrott. Entweder Ninon *oder* Madame du Deffand; und wenn schon ein Jansenist wie Chérys auf Ninon losgelassen werden mußte, so steht doch fest, daß Ninon sich von ihm nicht hätte schikanieren lassen. Aber Evremont, der ist eine Gestalt! Ein Dichter hat sie auf die Beine gestellt. Sie steht.

*

Denkwürdig bleibt, wie Kayßler in Ninons Zimmer trat. Er war, wie in seinen besten Momenten immer: ein Standbild. Ein klarer Feldherrnschädel in weißem Haar auf einer Gestalt, die in unverbrauchter, unverbrauchbarer Kraft ringen und stürmen kann. Seine Augen herrschen. Schlachten und Seelenqualen haben die Züge gehärtet, das Gesicht ist wie eine bronzene Maske der Güte. Diesen ersten Eindruck kann sein Spiel nicht mehr verstärken .. Frau Fehdmers Ninon werde ich übermorgen vergessen haben. Nur einige der quälenden Töne, die sie aus irgend einer blechernen Maschine in ihrem Innern hervorzupressen pflegt, halten die Erinnerung an ihre Ninon fest .. Daß man Worte von Saint-Evremont in einer so schlechten Haltung, wie sie Nissen sich ausgesucht hatte, sprechen kann, hätte ich außer bei einem Tauben nicht für möglich gehalten. Schon der Satzbau, hätte ich vermutet, müßte einem Schauspieler die entsprechende Haltung aufzwingen. Allerdings ließ dieser Saint-Evremont seine Prosa eine Wurstorgel passieren. Der glänzendste Kauseur seiner Zeit kann nicht sprechen. Man

bedenke diese Nuance: Saint-Evremont pustet seine Worte mehr, als daß er sie spricht, er ist asthmatisch Problem. Licho als Baron de Banèr, der die beste Klinge in Paris führt, lehnte es ab, eine derartige Tugend irgendwie, in der Maske oder in der Haltung oder im Ton seiner Rede zu dokumentieren. Ja, um des Himmels willen, wie kommt dieser hergelaufene Musketier dazu, Ninons Geliebter zu sein! Problem. Es ist kein Wunder, daß man Herrmann Wlach vorwarf, er habe, als François (Don Quichotte und Held, eine feurige Seele, vom Schmerz beschattet, empört von einem körperlichen, angeborenen Leid, einem bluteignen, dem tiefsten . .), er habe aus einer „Episode" eine „Charakterrolle" gemacht. Denn die Charakterrollen zogen sich tief in den Hintergrund zurück. Wlach gestaltete mit diskreter Energie einen Menschen, während die andern mit energischer Diskretion statierten. Das mag die optische Täuschung bewirkt haben. Dieser François lebt in meinen Gedanken an Ninon und ihre Welt und wird nicht mehr daraus verschwinden: der schmerzgestählte Charakter, das Herz, das sich in den Spielen der Zeit verschließt, der straffe Mund, der nicht lächeln kann, der sich leise verzerrt, wenn er nicht schreien darf, die schöne Härte dieses Mundes, die vielleicht in einem großen Glück schmelzen könnte, das aber niemals kommt, weil seine qualvolle Wildheit es abschreckt — den drohenden Erdgeist in Ninons Götterwelt, Hermann Wlachs François, Vicomte de Lys Droys. Die Gelehrten mögen darüber streiten, ob François nun doch nur eine „Episode" in der „Ninon" von Freckia ist. Für mich ist er eine historische Gestalt geworden .. Unter den Verwüstungen, die die Regie im Barock anrichtete, sei eine, ihrer Originalität wegen, hervorgehoben. Im zweiten Akt, der so schon aus lauter Stockungen besteht, wurden vor den vielen Abgängen außerdem noch Pausen eingelegt. Man entledigte sich seiner geistreichen Worte und schwieg verdutzt. Dann erst erhob man sich und ging . .

Und nun bin ich auf das Drama gespannt, das diese Regie wird nicht umbringen können. Es muß sich finden lassen. Des Hebbeltheaters wegen, das der Jugend gehört, das für seinen zeitweiligen Mut Lorbeeren verdient hat, und von dem ich noch immer hoffe, daß es Geschichte machen wird.

. . Die gute Ninon aber ist fröstelnd in meinen Bücherschrank zurückgekehrt.

René Schickele

Theaternotizen

In den „Kammerspielen" das schönste Konversationsstück in deutscher Sprache: **Clavigo**. Im „Neuen Theater" ein Phänomen, vor dem ich ausriß: **Mimi Aguglia**. Im „Lessingtheater" eine ganz gewöhnliche Komödie von Guinon und Bouchinet, über deren Langeweile Bassermann hinwegtäuschte; dann war noch eine neue Schauspielerin da, Ella Tompuri, eine Finnin, groß und biegsam, hellblond, mit einem rassigen Kindergesicht. Ich dachte garnicht daran, daß sie eine Land- und Wiesen-Naive spielte. Das ist natürlich ein Vorzug. Aber mehr war nicht zu ermitteln. Uebrigens: mir genügte es

Mimi Aguglia . . Es gibt ein lehrreiches Buch, Journal de la Salpetrière. Wer sich für Heilige und für die Kunst interessiert, lese es. Es sind darin Epilepsien geschildert, die ans Wunderbare grenzen. Ekstasen, wie sie die heilige Therese di Jesu nicht schöner erfahren hat. Sind wir ärmer geworden, weil wir nicht mehr die Knochenreste von Epileptikern sammeln? Nein, wir haben die Kunst, das beständige Phänomen grenzenloser Hingabe an die Macht der Erkenntnis, die Beichte, die Beichte . . Die Seelenspiegel, aus denen unsere tiefste Sehnsucht, unsere eigenste Wahrheit strahlend hervorsteigt. Mimi Aguglia hängt, in einem Krampf, über Sessel und Lehne, rückwärts gebäumt, den Kopf im Nacken, sie hängt wie in der Hand eines unterweltlichen Metzgers, und unwiderstehlich zuckt der schwere Leib in der Luft. Abschwächungen eines solchen Kampfes ist die Liebe. Die gütigste Wildheit kommt aus diesem schweren Traum. Die mildeste Biegung einer Frauenhüfte ist von der fanatischen Wut dieser Windungen abgezeichnet. Die Augen, die du liebst, werden nicht so finster wie diese, sie gehn nicht auseinander, als stürze im Innern etwas zusammen; aber sie dunkeln, sie können zu wachsen scheinen wie ein Teich, worin ein Steinwurf Ringe zieht. . . Mimi Aguglia erschreckte mich, weil sie der nackten Ekstase des Weibes durch einen Zufall näher kam, als ich ertragen konnte. Ihre Hüften waren breiter, als sie gewöhnlich sind, sie hatten sich noch nicht geschlossen. So locker saßen sie. Mühsam schleppte sie sich über die Bühne, sie fiel nicht, sie sank ermattet in die Ekstase, die sie furchtbar bis an die äußersten Grenzen des Menschlichen schleuderte. Ich sah die Rekonvaleszentin; und die konnte ich hier nicht sehn. Sie spielt wieder in „Beccatrice".

Diese Woche läßt Reinhardt im Deutschen Theater den Fiesko spielen. Dann wird noch Zeit genug sein, mich Clavigos zu erinnern.

R. Sch.

Der Kölner Männerbund

Zunächst tagten die verbündeten Frauenvereine, darauf die deutschen Sittlichkeitsvereine. Jedwedes Uebel kommt als Zwilling, sagt Heinrich Kleist. Beiden Verbänden und Verbündeten muß ein guter Wille zugesprochen werden, ferner

die himmlische Ahnungslosigkeit. Das Gebrüll der vertölpelten Reinheitsapostel klingt deutsch, unverkennbare Barbarei. Es ist keine Frage, daß sie rückständiger sind als ein Mammut an der Amurmündung, fossil bis an die Eingeweide. Wer ein-, zweimal abends in die Straßen unseres Berlin am Potsdamer Platz eingebogen ist, zwischen den rücksichtslosen Zweckmäßigkeitsbauten einen Hauch des heißen Konkurrenzlebens gespürt hat, dann die abgehetzten Verkäufer- und Ladenmädchenscharen in den trägen Elektrischen müde hat vorüberfahren sehen und mit ihnen im Norden und Osten die Herde der Schwindsucht, die Heimat der rhachitisch verbogenen Kinder, der Aktienbudiker und der Kinematographen aufsucht — wessen Pathos ist so groß, daß es diesem standhielt —, wem vergeht in dieser Sintflut von Menschen und Halbtieren nicht die Lust zu einem einzigen Wort der Moral, sei es des Segens, des Bedauerns oder Fluches: man bleibt an einer Straßenecke stehen und sagt starr: „Das ist das Leben.“ Wem erschiene da jede Moral mehr als ein deplaciertes Lyrisma, als ein Bankert aus Eitelkeit und Unverstand, einfach als Frechheit? „Die Wirklichkeit ist der Inbegriff aller Vollkommenheit.“ Im vorigen Jahre sprach Vandervelde bewundernswert von dem neuen Stil der Linie, den sich das Eisenmaterial gebären wird; — warten Sie gefälligst ab, meine Herren von der konferenzierenden Klischee-, Löwenbräu- und Großmaulsmoral, was für eine Sittenlehre sich dieses schwer ringende, alles eher als genußsüchtige Volk zimmern wird Dieses kräftige Volk drängt furchterregend über alle Ufer; haben Sie schon das Ausland sprechen hören? Ich glaube, die Reise nach Frankfurt a. M. war die erste, die Sie aus Ihrer Heimat Kötzschenbroda machten.

*

Der Kölner Männerbund protestiert gegen die sehr bemitleidenswerten Nacktdarstellungen eines Berliner Spekulanten. Köln liegt am Rhein und produziert außer dem mythischen Wasser einen guten Schnaps Der Männerbund, dem sichtlich der Spiritus abhanden gekommen ist, wirft sich in die Brust: „Die Unsittlichkeit hat schon jetzt eine Verbreitung gefunden, die erschreckend ist. Sie nagt am Mark unseres Volkes, und Kraft und Gesundheit der Nation stehen auf dem Spiele. Bis in die untersten Altersklassen hinein ist das Gift der Verseuchung bereit gedrungen.“ Er kann nicht einen Schritt gehen, ohne gleich zwei zu tun; wenn er sich mit dem gelbroten Taschentuch die tabakgestopfte Nase schnäuzt, reißt er sich die Nase gleich mit ab; arbeitet in Wutanfällen. Brom, Brom, 6 g pro die. Herr Lic. Weber zerriß angesichts der furchtbaren Gefahr alle Zügel religiöser Scheu und rief neben den immerhin noch genießbaren Katholiken regelrechte Israeliten zum Kampf gegen das Heidentum auf. Diese — weil nicht Juden — sind entzückt von der Einladung und werden nächstes Jahr Herrn Lic. Weber zum radikalen Kampf gegen das Heidnische ermuntern, zunächst gegen das Heidnisch-Hellenische in der Dreieinigkeitslehre. Ganz Lodz steht geschlossen hinter dem Kölner Männerbund, wetzt schon begehrlich die Messerchen.

Er erzählt in dieser Angelegenheit — man beachte die Hintertreppenpraktiker der Tugendbolde — mit salbungsvoll gespitzten Mäulchen, daß der Bund auch einen Hofbeamten für die Attacken auf die Nacktdarstellungen interessiert habe, um noch höhere zu interessieren. O lieber Herr Männerbund, Sardanapal ging uns doch gar nichts an, und seine Ehrenrettung mußte vollzogen werden. Kommen Sie jetzt mit aktueller Unsittlichkeit, was soll da werden! Das geht über die Kraft. Aber der Kölner Männerbund hat gut reden; er sitzt in Köln und rächt sich an uns.

Schlimme Früchte hat der Kampf gegen die Vielgötterei gezeitigt; in diesen schönen Oktobertagen waren die Künstler von allen Göttern verlassen. Kaltlächelnd erklären sie in den Zeitungen, daß zwar nur das Halbnackte die Sinnlichkeit reize, daß aber das Ganznackte des Berliner Spekulanten keinen Kunstwert habe. Worauf der Männerbund schließt, daß es die Sinnlichkeit reize. Ein Kunstprofessor — Lange, Aesthetiker, er hat mich einmal lieblich erfreut durch seine Vorstellung, daß der Genuß der Abwechselung auf den beiden Großhirnhemisphären beruhe; wir genießen mal rechts und mal links — redet eigenhändig eben auf diesem Kongresse von Pseudokunst. Haben denn die Herren, die als Gelehrte und Künstler naturgemäß nur stiefmütterlich mit Intelligenz begabt sind, so wenig Ahnung von Taktik, daß sie nicht einmal wissen, wo es zu schweigen gilt? Wer von uns weiß nicht, daß Häckel, der Welträtsler, ein platter und vulgärer Schwätzer ist, und steht ihm doch im Sturm auf den Monistenbund, im Kampf der triefäugigsten, provinzialsten Kröten und Schlangen zur Seite? Aber Ihr gründet Goethebünde, spielt vierhändig Klavier und lächelt eitel Pomade. Ihr verdientet Mitglieder des Blocks zu werden.

*

Ein anderes Mal sollen die Dinge behandelt werden, über die auf den Kongressen die aufgeblasene Entrüstung hinölpelte. Sie handeln da en gros mit Problemen und haben für alles eine Ueberzeugung, zum mindesten doch eine Resolution. „Zu des Verstandes und Witzes Umgehung ist nichts geschickter als Augenverdrehung.“ Man kann aber erfreulicherweise über Bordelle, Zwangskontrolle, § 300 usw.

auch mit Ruhe reden. Es bedarf zur Charakteristik der Tugendprofessionells nur noch der Reproduktion einer Wendung des Herrn Lic. Weber: „Ich bin zweimal bei dem früheren Minister des Innern von Bethmann-Hollweg gewesen; ich habe ihn bei der Gelegenheit an seinen frommen Großvater erinnert, der Freude haben würde, wenn sein Enkel in dieser Sache (Nacktkultur) vorgehen würde."

Es müßte einmal ganz anders gegen diese Herren verfahren werden, höhnischer, jesuitischer, zärtlicher. Mit der Kunst der Psychologen, Aerzte und Beichtväter. Es müßte einmal nachgeforscht werden, welche persönlichen Erfahrungen den einzelnen Fechter hierhin gestellt haben. Jeder Kampf gegen die massive Behauptung und Ueberzeugung ist verkehrt. Wie man sich durch die mathematische Panzerung der philosophischen Lehren nicht abschrecken läßt, Psychologie der Autoren zu treiben, so sollte man sich die Leutchen, die so Angst vor dem bißchen deutscher Zote und Nacktheit haben, die in jeder Animierkneipe einen Höllenpfuhl sehen, einzeln, bescheiden lächelnd vornehmen — und schnüffeln, id est Personalanalyse treiben. Schnüfielt, mit dem Adreßbuch in der Hand! Jeder Skalp soll mit einem Gelächter bezahlt werden. Und ein Schaf will ich sein, wenn ich nicht wüßte, wer in das Gelächter mit einstimmen wird: zwar nicht der fromme Großvater, so doch der viel ältere Voltaire und unser Urahn, der entschlafene Sokrates. Minimax

Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte

Florizel: Wir kommen spät. Es ist schon der 13., der belgische Ballon, der fliegen will, und eben jetzt besteigt ihn der Führer, M. de Broucère.

Perdita: Wie fröhlich der junge Herr sieht.

Florizel: Wen sollte die Erwartung geflügelt schrankenlosesten Wanderns nicht freuen.

Perdita: Ah, es gefällt Ihnen, scheint mir, nicht, daß Sie hier unten bleiben müssen und nichts als zuschauen dürfen. Alle Bewegung, alles Schwebende erregt Sie, das Abenteuer lassen Sie nicht gerne vorbei, und das sanfte Schaukeln dieser bunten Kugeln, deren riesige Brust heftig sich blähend dem Aufstieg entgegenatmet, lädt Sie verführerisch ein teilzunehmen.

Florizel: Ja, es ist schön, sich entführen zu lassen, und darum erscheint mir eine Ballonfahrt als ein herrliches Abenteuer. Ich freue mich, daß es hier keine lenkbaren Ballons gibt, sondern nur diese, die sich nicht zügeln lassen. Es entzückt mich, ein Ding zu sehen, das sich dem Hingerissenwerden durch ein unbändiges und gefährliches Element hingibt, heute, da alles sich lenken läßt — der Philosoph von der Wissenschaft, der Künstler von der Gesellschaft, die Gesellschaft von den Kongressen, die Kongresse von der Klugheit und Vorsicht der Angst. Ein lenkbarer Ballon führt uns einem Ziele, oder, unter Umständen, einem Unglücksfalle entgegen, diese alten „primitiven" Ballons, die fliegen, wie sie müssen, sind kühn und anvertrauen sich dem nicht Vorherzusehenden, der Ueberraschung, dem Abenteuer. Sehen Sie, wie unruhig sie sich bewegen, diese grauen, silberfärbigen und rostroten Kugeln, wie zornig sie an der schweren Last zerren, die sie zurückhält, wie sie hinweg aus ihrem in den hellen Sand gewühlten Lager begehren, wie stürmisch es sie verlangt, die Erde, diese dunkle, kalte und schwere Wölbung, zu fliehen und sich in die gläsern licht- und blaue, atmend warme, flutend grenzenlose zu erheben.... Glück ab, Herr de Broucère.

Perdita: Glück ab.

Florizel: Gelassen schwebt und steigt der beglänzte Ball, der junge Führer steht kühn und schwindelfrei auf dem schmalen Gondelrande und grüßt lächelnd die heiter Winkenden hier unten. Oh herrliches Dahingetragenwerden! oh sanfte, lautlose, ungehemmte Fahrt! Wie eilig er sich uns entfernt, der Ballon, wie klein und dunkel er nun schon sieht, der eben noch rund und rötlich strahlte. Wie mögen sie nun da oben die Welt sehen — riesig, ein reglos gebreiteter Teppich, liegt sie tief, tief unter ihrem Fluge, die ungeheure, laute und zerrissene Welt, ein prunkend gewebtes, unfaßbar glühendes Bild unter milchig weißem Schleier der abendlich sinkenden Nebel, schimmernd erhellt von der im reinsten Herbsteshimmel ruhvoll gebetteten Mondscheibe. Und wie der sanfte Hauch einer kaum gerührten Riesenharfe wird ihre tiefe, wirre und brausende Stimme leise in die kühle, grenzenlose, sternenerhellte Einsamkeit hinaufreden mit dem Dröhnen des sonntäglichen Geläutes und des Orgelspiels der feierlichen Kathedralen, mit dem lauten Sturze der steilen Gebirgsbäche, dem Hammerschlag der Werkstätten, dem derben Gesange der Schiffer, dem Röcheln Sterbender, den Liebesseufzern, dem furchtbaren Schrei gebärender Frauen und dem Wimmern der Neugeborenen. Als ein Mildes und Schwereloses wie verwehender Laut der Flöte rührt sie der schwere, mühevolle, von unendlichem Schicksal bedrängte Atem unserer Welt an. Welch ein Traum! welch eine Verzauberung!

Perdita: Ich begreife, daß diese atemlos fliehende Wanderung durch beinahe Körperloses, daß dieses zauberische Schweben, Eilen und Ruhen auf nächtlich Ungewissem und Grenzenlosem Sie entzücken muß, Sie, der ein nach Abenteuern Begieriger, gerne Dahingerissener und Entführter, ein ewig zwischen einem erdhaft Ruhenden und irgend einem flutenden Aether Schwebender ist. Ihr Auftrieb ist stark, und beiweilen geschieht es einem, trotz aller Vorsicht, daß Sie einen mitreißen in Ihr schwankendes Reich. Aber . . .

Florizel: Aber man landet immer wieder auf der festen Erde, nicht wahr? und es ist einem nichts geschehen. . . . Achtung! Einen Schritt zurück! Schnell! Da oben zielt ein Uebermütiger mit seinem Ballaste nach uns.

Sigmund Simon

Politische Gedichte

Balkan

Neue Herrscher, neue Prinzen
in den türkischen Provinzen.
Abdul Hamid seufzt und stöhnt,
denn das ist er nicht gewöhnt.
Kaum ward von den Türken-Jungen
die Verfassung erst erzwungen,
und schon reißt die ganze Sippe
der Vasallen an der Strippe.
Abdul ringt mit beiden Händen:
Kinderchen, wie soll das enden!

Diese Bande, die Bulgaren
machten Ferdinand zum Zaren.
Zu den Griechen gehn die Kreter.
Kriegsgedröhn beim Serbenpeter.
Seines Sohnes Maul, der Schandsack,
schreit begeistert nach dem Sandschak.
Bosnien fällt an Oesterreich.
Abdul Hamid kreidebleich
schlägt sich an die hehren Lenden:
Kinderchen, wie soll das enden!

Kaum erwachsen erst der Amme
schwirren Kronprinzentelegramme.
Denn auch der von Montenegro
hat genug von dem Allegro,
und in dem Konzert der Mächte
fragt man: Wer ist der Geschwächte?
Deutsch-, Ruß-, England, Oest- und Frankreich —
wer wird bei dem Balkan-Zank reich?
Zum Kongreß ruft's allerenden . . .
Kinderchen, wie soll das enden!!

J. Diot

Masken

I / Puccini

Priapischer Totenkopf mit Hängebacken. — Luft! Flinke Fingerchen hinterm Halskragen. In runden Augen: Fanatismus der Völlerei. — Der Bauch als künstlerische Selbstverständlichkeit. Fett in Schwarz und Grün.

Probleme: Sterben oder Dinieren.

Tragik: Der Tod tut weh, noch mehr der Hungertod.

Gebärde: Schwindsucht und Leichentanz. — Der rote Henker mit dem weißen Beil. — Ein Gefolterter schreit.

Stil: Kunstgewerbe der Musik. Zweckdienlichkeit. — Sordinierte Geigen als Apéritif.

Gestalten: Feuerwerker des Marasmus. Lyriker der Lues.

„Butterfly": Brünhilde in Japan. — „Tosca": Der Orgelpunkt als Gorilla. — Der Walzer aus „Bohème": Vatikanisches Biedermeier.

Erotik schlanker Austernpasteten. Dirigent eines Jupons-Orchesters. Kempinski paralleler Quinten. Richard Strauß separierter Souper-Kapellen.

Musik ideologischer Turfschieber.

Seine schönste Kantilene ist von Heinrich Mann.

Ludwig Rubiner

Die Elektrobank

Im achtunddreißigsten Heft des „Morgen" besprach ich die Pläne der großen Elektrizitätsgesellschaften, auf den Vollbahnen die Lokomotiven durch Elektromotoren zu ersetzen. Bayern und Baden stehen im Begriff, den Anfang zu machen, bei der Berliner Stadtbahn ist die Elektrifizierung nur eine Frage der Zeit. Doch müßte vor Uebertreibungen (an der Börse) gewarnt werden; was für die süddeutschen Staaten gilt (wo durch die Anlage von Elektrizitätszentralen gleichzeitig die Industrialisierung begünstigt werden soll), gilt nicht für ganz Deutschland. Auch die Frage der Rentabilität spielt, wie ich damals hervorhob, noch immer eine große Rolle. Für die notwendigen Geldmittel werde Herr Rathenau schon sorgen; ebenso wie er den Bau deutscher Straßenbahnen erst möglich machte, indem er der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Finanzierungsinstitute angliederte, die den Kommunen (wenn sie bereit waren, Kraftzentralen und Straßenbahnen zu bauen) langfristige Kredite einräumten, Garantien übernahmen oder wieder selbständige Gesellschaften gründeten, die die Anlage der Bahn unter Garantie der Kommune ausführten.

Was ich damals vermutete, ist inzwischen zur Tatsache geworden, ist sogar über meine Erwartungen hinaus zu einem Plane verdichtet worden, der die gehegten Bedenken fast gänzlich beseitigt. Die Elektrobank, deren Gründung Herrn Rathenau schon seit dem Frühjahr beschäftigte, ist perfekt geworden; und in einer Form, die den Elektrizitätsgesellschaften noch ansehnlichere Gewinne verspricht, als damals, wo es sich um die Anlage von Straßenbahnen handelte.

In den Zeitungen sind über das neue Projekt einige Mitteilungen veröffentlicht worden, die aber keineswegs einen genauen Ueberblick über seinen Umfang gestatten. Hierüber sind sich wahrscheinlich die Gesellschaften selbst noch nicht im klaren; nur soviel wissen sie, daß das Ziel der Elektrobank darin zu bestehen hat, den Elektrizitätsgesellschaften die Aufträge zur Elektrifizierung der Vollbahnen zu verschaffen. Die wichtigste Schwierigkeit bestand darin, daß der Auftraggeber

nicht wie beim Bau der Straßenbahnen ein Privatunternehmen oder eine Kommune ist, sondern meistens der Staat. Drum konnte man auch die bisher bestehenden Tochterunternehmungen der Elektrizitätskonzerne für den gleichen Zweck nicht brauchen; liegt doch ihr Schwerpunkt darin, daß sie dazu berufen sind, gerade dem Mutterinstitut, d. h. nur der einen Gesellschaft, von der sie gegründet wurden, die Aufträge zu verschaffen. Allein bei den großen Objekten, die bei der Umwandlung der Vollbahnen in Betracht kommen, vermögen die Eisenbahnverwaltungen sich nicht gut nur an eine Gesellschaft zu wenden; auch würde, wenn sie es tun, bald die Konkurrenz der andern wachgerufen werden und die Finanzierungsinstitute der verschiedenen Konzerne würden sich unterbieten. Diese Konkurrenz auszuschalten, muß daher von vornherein das Bestreben der Elektrizitätsgesellschaften sein. Eine Fusion der verschiedenen Tochtergesellschaften wäre vielleicht möglich gewesen, wenn nicht wichtige Spezialinteressen entgegengestanden hätten. Denn eine solche Fusion hätte zur Voraussetzung, daß die Elektrizitätsgesellschaften auch bei ihren anderen Geschäften, namentlich beim Bau der Straßenbahnen und Kraftzentralen, gemeinsam vorgehen. Zu so einheitlichem Handeln scheint aber der Zeitpunkt noch nicht gekommen zu sein; auch wäre die Bewertung der im Besitze der Finanzinstitute befindlichen Objekte (die bei einer Fusion nach einheitlichen Gesichtspunkten hätte geregelt werden müssen) auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen. So gründete man eine neue Bank mit einem Kapital von 30 Millionen Mark. Die Summe ist winzig im Vergleich zu den Objekten, die die Elektrobank zur Ausführung bringen soll, doch dient das Grundkapital anscheinend nur als Sicherungsfonds, während das Schwergewicht auf die Ausgabe von Schuldverschreibungen gelegt wird, die einen Umfang bis zu 90 Millionen Mark erreichen sollen. Für die Obligationen will man dadurch einen größeren Abnehmerkreis finden, daß man für sie eine Garantie bestellt. Der Staat, der den Auftrag zur Elektrifizierung der Bahnen gibt, braucht dann nicht mehr das Geld durch Ausgabe von Anleihen aufzubringen, braucht nicht mehr die Bewilligung des Landtages einzuholen. Die Elektrobank schießt den Betrag, den die Anlage kostet, vor, und von den laufenden Eisenbahneinnahmen wird er dann allmählich getilgt. Ein Zeichen, wie jammervoll es mit unserm Staatskredit bestellt ist; weil die Regierungen nicht in der Lage sind, selbst ihre Staatsanleihen unterzubringen, müssen sie sich an Privatunternehmungen wenden, denen es eher gelingt, Käufer für die Obligationen der Elektrobank herbeizuholen. War's notwendig, die Hilfe der Privatgesellschaften in Anspruch zu nehmen? Gewiß wird die Elektrobank ihre Schuldverschreibungen mit höherem Zinsfuß ausstatten (und darum leichteren Absatz finden), als es ein deutscher Bundesstaat im Interesse seines Ansehens zu tun vermag. Doch ließe sich nicht ein staatliches Zwischeninstitut gründen, das ähnlich wie die Rentenbanken organisiert, die Aufträge an die Elektrizitätsgesellschaften verteilen könnte und in gleicher Weise wie bei der Elektrobank die allmähliche Tilgung der Schuld durch Annuitätenzahlung aus den laufenden Einnahmen hätte bewirken können? Dann wäre der Zusammenschluß der großen Elektrizitätsgesellschaften vermieden worden und der Bahnbau würde der Regierung billiger zu stehen kommen. Da dies nicht geschehen ist, die Privatgesellschaften vielmehr dem Staat zuvorgekommen sind, wird eine Verteuerung der Bauten eintreten; der Staat kommt ebenso durch die Monopolstellung der Werke wie durch deren Kreditgewährung in eine doppelte Abhängigkeit.

Der Vorteil für die Elektroindustrie ergibt sich hieraus von selbst. Er wird dadurch noch größer, daß die Elektrizitätswerke nicht mehr gezwungen sind, bei den Banken Kredite zu nehmen, sondern sie werden durch die Gründung einer großen Finanzierungsbank liquider, weil sie nicht mehr nötig haben, ihre eigenen Mittel in den Anteilen der von ihnen errichteten Gesellschaften, soweit es selbständige Unternehmungen waren, festzulegen. Die Aktien der früheren Tochtergesellschaften gingen ebenfalls in den Besitz der Elektrizitätsgesellschaften über, die sie erst allmählich an der Börse verkaufen konnten, die Anteile der Elektrobank werden vermutlich zum großen Teil von den Banken übernommen werden. Deren Gewinn wird nicht allzu erheblich sein; er besteht, soweit es sich um Staatsaufträge handelt, in der Differenz zwischen den vom Staate für den Kredit der Elektrobank zu zahlenden Zinsen und dem Zinsfuß der Obligationen. Darum legt man wohl auch das Schwergewicht auf die Ausgabe von Schuldverschreibungen und gibt nur ein relativ kleines Aktienkapital aus; ein großer Aktienbetrag würde kaum eine angemessene Dividende erzielen lassen. Indem der Staat selbst als Bauunternehmer der Bahn fungiert, deren Einnahmen ihm also zufließen, zahlt er an das Elektrizitätswerk nur den Preis des Baues, den die Elektrobank ihm vorschießt; den hauptsächlichsten Gewinn erzielen also die Elektrizitätsgesellschaften. Insoweit (beim Bau von Straßenbahnen oder Kraftzentralen) bisher auch die Kommunen die Anlagen für eigene Rechnung vornehmen ließen, besteht zwischen dem alten und dem neuen System kein wesent-

licher Unterschied. Jedoch spielte bei den bisherigen Finanzgesellschaften der Bau für fremde Rechnung mit gleichzeitiger Kreditgewährung eine ziemlich kleine Rolle; eine größere die Errichtung eigener Aktiengesellschaften, oft unter Garantie bestimmter Einnahmen von seiten der Kommunen. Mochten diese eigenen Gesellschaften auch zunächst keinen großen Gewinn abwerfen, so ergaben sie doch mit der Zeit befriedigende Rentabilität; der gesamte Effektenbesitz der A. E. G. erzielte nach der letzten Bilanz eine Verzinsung von 9,478 %. So hohe Einnahmen kann die Elektrobank, soweit sie nur den Bau für Rechnung des Staates ausführt, nicht erzielen. Die Elektrizitätsgesellschaften müssen daher einen Ausgleich durch höhere Baukosten zu finden suchen; allein hiervon haben nur sie den Vorteil; die Elektrobank nur bis zu einem geringen Grade. So erklärt sich die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der drei großen Konzerne Siemens & Halske, A. E. G. und Bergmann; gleichzeitig ergibt sich für den Staat die Pflicht, sich nicht durch scheinbar billige Kredite zur Erteilung großer Aufträge verleiten zu lassen. Freilich wird sich die Elektrobank auch damit befassen, für eigene Rechnung elektrische Vollbahnen zu bauen. Das kann jedoch nur in Frage kommen, soweit es sich um die Anlagen neuer Linien handelt; bei der Umwandlung des Dampfbetriebes der Privatbahnen kann sie gleichfalls nur als Bauführer fungieren. Die hohen Gewinne werden also nur zu erzielen sein, wenn die Regierung etwa in überhastetem Tempo zur Elektrifizierung schreiten sollte und sich durch die Aussicht, selbst nicht für die Aufnahme der Anleihen sorgen zu brauchen, willig dem Monopoljoch fügen sollte. Aufgabe der Staatsparlamente wird es daher sein, die Verträge mit den Elektrizitätswerken nachzuprüfen, mag auch im Budget die Bewilligung der Geldmittel nicht gefordert werden.

Bruno Buchwald

Die Balkankrise und der Morgen

Den Staatsanwalt in Oesterreich haben die Lorbeeren der heimischen Diplomatie nicht schlafen lassen. Nachdem Aehrenthal mit einem Geschick, das ihm die Bewunderung der Welt gelohnt, die Annexion von Bosnien und Herzegowina vorbereitet hatte, schienen alle Versuche der russisch-englischen Presse, diese Bravourleistung zu kompromittieren, völlig verpfuscht. Da tauchte über Nacht eine Möglichkeit auf, diesen historischen Akt in den Annalen der Weltgeschichte zu beschmutzen: der Staatsanwalt warf sich zum Schutzengel der rührigen Diplomatie auf. Er deckte ihre Ehre mit seinem Schild gegen Angriffe, die .. nur in seiner Phantasie existierten. Man wird diese Heldentat besser würdigen, wenn wir ohne Metapher sprechen.

In unserer vorigen Nummer hatte Eduard Goldbeck über die internationale Lage einen Artikel veröffentlicht, in dem er mit leiser Ironie die englischen Preßstimmen glossierte, die die Annexion eine „Gemeinheit" genannt und voller „Gutherzigkeit" bestrebt blieben „den andern Mächten die ideale Forderung zu präsentieren". Diese Tartüfferie, die Goldbeck mit literarischem Witz verspottet, hat der Staatsanwalt in Oesterreich für baren Ernst genommen und die ganze Nummer beschlagnahmt.

Wenn wir nur der Reklame unseren buchhändlerischen Erfolg verdanken wollten, könnten wir die Mitarbeit des Staatsanwalts mit Freuden begrüßen. Was uns indessen kränkt, ist die plötzlich aufdämmernde Erkenntnis, daß sich der Kreis unsrer Leser nicht aus lauter Intellektuellen zusammenschließt, deren höhere Bildung mit dem geistigen Niveau unsrer publizistischen Mission in harmonischer Wechselwirkung gestanden. Wir finden unter unsern Getreuen fremdartige Erscheinungen, die die Weite unsres Gesichtsfeldes unter der Enge ihres beschränkten Gesichtswinkels mustern und die Verantwortung für ihre schiefe Auffassung auf unsre Schultern abschieben wollen.

Dachs

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum"

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette. Diese Cigarette wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartons à 20 Stück Inhalt, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. **Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.**

Nr. 3 4 5 6 8 10
Preis: $3\frac{1}{2}$ 4 5 6 8 10 Pf. das Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.** Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Zu haben in den **Cigarren-Geschäften**